

2. Die Geschlechterordnung des Sports praxeologisch erforschen

»Praxeologie ist, [...] indem sie die AkteurInnen und ihre praktischen Stellungnahmen »zur Welt« ins Zentrum stellt, keineswegs ein individualistischer Ansatz: weder beschränkt sie sich auf eine Interaktionsanalyse, noch bleibt sie im Kleinklein eines Einzelfalles stecken. Sie rekonstruiert Einzelfälle als Fälle des sozial Möglichen und entfaltet somit ihre Rekonstruktion vor dem Hintergrund einer komplexen Konzeptualisierung des sozialen Raumes und seiner Felder.« (Dölling 2011: 15)

Wie der Name bereits andeutet, rücken Praxistheorien soziale Praktiken in den Fokus soziologischen Interesses – und dies nicht nur theoretisch, sondern auch empirisch. Was das im Einzelnen meint und wie eine praxeologische Perspektive in Zusammenhang mit der Frage nach Prozessen und Zusammenhängen der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung im Sport zu denken ist, möchte ich in diesem Kapitel genauer klären. Gleich zu Beginn sei darauf verwiesen, dass ich praxistheoretisches Forschen dabei eher als eine »Forschungshaltung« (Schmidt 2012: 26) oder auch »Forschungsstrategie« (Dölling 2011: 3) verstehe, die mein Gesamtprojekt begleitet, denn als eine theoretische Perspektive im engeren Sinne. Mit einer praxeologischen Perspektive ist in meiner Wahrnehmung mehr verbunden als ein Schärfen des wissenschaftlichen Blicks auf ein soziales Phänomen durch eine theoretische Brille; und somit mehr als die Idee theoriegeleiteten Forschens. Vielmehr geht es um ein Überdenken des Verhältnisses von Theorie und Empirie und darum, deren

»wechselseitige Verschränkung methodologisch neu« zu veranschlagen (Schmidt 2012: 31). Anstatt strikt in Theorie und Empirie und schließlich auch in Theoretiker_innen und Empiriker_innen zu unterscheiden, geht es vielmehr darum, einerseits soziologische Theoriebildung immer schon als einen empiriebezogenen oder auch empiriebasierten Prozess zu verstehen, und andererseits empirische Analysen nicht als realistische Abbildungen sozialer Wirklichkeit zu betrachten, sondern stets als Konstrukte theoretischer Vorannahmen und Bezüge (vgl. Hirschauer 2008, Brake 2015, Hillebrandt 2007). Diese enge Verwobenheit von Theorie und Empirie bringt Stefan Hirschauer polemisch auf den Punkt, wenn er schreibt: »Wer meint, er finde soziale Wirklichkeit, überschätzt seine Wahrnehmung, wer meint, er erfinde sie, seine Imagination.« (Hirschauer 2008: 175)

Geschlechterordnungen des Sports praxeologisch zu beforschen, bedeutet vor diesem Hintergrund, meine Analysen gleichermaßen theoretisch und empirisch rückzubinden. Die in meine Arbeit einfließenden theoretischen Überlegungen verstehe ich dabei »vorwiegend als Werkzeug der empirischen Forschung« (Schmidt 2012: 13). Als solches sind sie meiner empirischen Analyse jedoch »weder vorgeschaltet noch nachgeschaltet, sondern typischerweise in das empirische Forschen selbst integriert« (ebd.). Ersichtlich wird dieses Verständnis von Theoriearbeit nicht zuletzt dadurch, dass ich in der Darstellung meiner Ergebnisse theoretische und empirische Erkenntnisse nicht strikt voneinander trenne, sondern in den Kapiteln 3 und 4 miteinander verknüpfe. Theoretische Überlegungen in unmittelbarem Zusammenhang mit empirischen Erkenntnissen zu diskutieren, heißt nicht zuletzt auch, die Empirie als »eigensinniges Gegenüber soziologischer Diskurse« (Hirschauer 2008: 184) zu begreifen und ihr zuzugestehen, auch stringente und plausible theoretische Argumentationen fortlaufend zu verunsichern, zu irritieren und zu revidieren (Schmidt 2012: 31).

Dieser letzte Gedanke, der Praxistheorien als einen »am Empirischen orientierten Typus von Theorie« (Schmidt 2012: 24) kennzeichnet, führt mich zu einer weiteren Facette meiner praxeologischen Forschungshaltung. So macht Dölling (2011) darauf aufmerksam, dass die angesprochene Bereitschaft praxistheoretischer Forschungen, sich immer wieder von empirischen Erkenntnissen korrigieren zu lassen, einem Wissenschaftsverständnis widerspricht, in dem vornehmlich harte Fakten und Theorien als realistische Abstraktionen und Modelle sozialer Wirklich-

keit Anerkennung finden. In Praxistheorien geht es nun darum – und dies werde ich im Weiteren noch herausarbeiten –, das praktische Tun sozialer Akteur_innen in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken und darüber soziales Geschehen und soziale Phänomene unmittelbar während ihrer Herstellung zu beobachten. Eben dies ist allerdings »immer nur in konkreten Situationen« möglich, »in denen die AkteurInnen unter Umständen kreative, aber flüchtige Modifizierungen ihres Gewohnheits-sinns produzieren« (Dölling 2011: 15). Vereinfacht formuliert: Was für eine bestimmte Situation gilt, muss nicht unbedingt für andere gelten. Das allerdings hat zur Konsequenz, dass eine praxeologische »Forschungsstrategie« (ebd.: 3) damit umgehen muss, »dass ihre empirischen Ergebnisse eher vorläufigen und kontextgebundenen Charakters sind und ihre Schlussfolgerungen nicht voreilig vereindeutigend und damit den Wahrnehmungrahmen schließend ausfallen dürfen«. (Ebd.: 15) Eben dieser erkenntniskritische Blick auf die eigene Forschungspraxis und das im Zuge dessen produzierte Wissen kennzeichnen zusätzlich zur methodologischen Reflexion des Theorie/Empirie-Verhältnisses aus meiner Sicht praxeologisches Forschen als eine Forschungshaltung. Ihr geht es nicht nur darum, soziale Phänomene in ihrer Entstehung zu (be-)greifen und zu beobachten; ihr geht es immer auch um einen reflektierenden Blick auf die eigene Forschungspraxis respektive darum, dass auch Forschen soziale Praxis ist – nur unter spezifischen Bedingungen. Diesen Aspekt hat Bourdieu (2009) insbesondere in seiner Theorie der Praxis mit der Unterscheidung in theoretische und praktische Praxis herausgearbeitet (vgl. hierzu auch den Beitrag von Schmidt (2016) zu einer »Empirie des Theoretisierens«).

Das vorliegende Kapitel hat nun zum Ziel, diese zwei Facetten einer praxeologischen Forschungshaltung mit Blick auf die mich interessierenden (Re-)Produktionsprozesse geschlechtlicher Ordnung im Sport zu entfalten und mit konkreten methodologischen und methodischen Überlegungen zu füllen. Der erste Teil des Kapitels (2.1) identifiziert zunächst soziale Praktiken als Ort der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung im Sport und skizziert zentrale Prämissen praxistheoretischer Ansätze. Diese dienen in Kapitel 2.2 als Ausgangspunkt methodologischer Überlegungen hinsichtlich meiner eigenen praxeologischen Untersuchung von (Re-)Produktionsprozessen geschlechtlicher Ordnung am Beispiel von Frauen in Männerportarten. Der abschließende dritte Teil (2.3) hebt dann auf das methodische Vorgehen im Studienverlauf ab und bezieht

dabei die soeben angesprochene erkenntniskritische Dimension praxeologischen Forschens mit ein, die – wie ich verdeutlichen werde – in engem Zusammenhang mit forschungsethischen Überlegungen steht.

2.1 SOZIALE PRAKTIKEN ALS ORT DER (RE-)PRODUKTION GESCHLECHTLICHER ORDNUNG IM SPORT

Praxistheorien machen grundsätzlich soziale Praktiken als »Ort« des Sozialen aus, das heißt als jenen Ort, an dem sich soziale Wirklichkeit, genauer noch soziale Ordnung, konstituiert und reproduziert (Reckwitz 2003: 286). Es sei eine praxistheoretische »Generalthese«, schreibt Schmidt (2012) in seinen Ausführungen zu einer Soziologie der Praktiken, dass »(d)ie Regelmäßigkeit von Verhaltensweisen, die Geordnetheit sozialen Geschehens und die Strukturiertheit sozialer Beziehungen, alle diese Grundmerkmale des Sozialen [...] in und durch soziale Praktiken hervorgebracht« werden (ebd.: 10f). Soziale Praktiken als konstitutiv für soziale Ordnung und somit, wie ich im Weiteren noch ausführen werde, auch als konstitutiv für den Sport und dessen Geschlechterordnung zu begreifen, bedeutet, das das Handeln sozialer Akteur_innen in den Fokus theoretischer und methodischer Überlegungen zu rücken. Dies geschieht in Praxistheorien in kritischer Auseinandersetzung mit strukturalistischen Ansätzen, aber auch in Abgrenzung zu klassischen Handlungstheorien. Die Auseinandersetzung mit den genannten Theorietraditionen erfolgt dabei auf durchaus unterschiedliche Weise. Gemein ist praxistheoretischen Ansätzen jedoch das Anliegen, »ein modifiziertes Verständnis dessen, was ›Handeln‹ – und damit auch, was der ›Akteur‹ oder das ›Subjekt‹ – ist«, zu entwickeln (Reckwitz 2003: 282).

Bourdieu, auf dessen Praxeologie ich mich mit meinen Überlegungen in besonderem Maße beziehe, argumentiert hinsichtlich einer gesellschaftskonstitutiven Bedeutung sozialer Praktiken in kritischer Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus. Diesem wirft er vor, gesellschaftliche Strukturen zu untersuchen, ohne jedoch deren Genese erklären zu können. Soziale Strukturen, so Bourdieu, erscheinen im Licht strukturalistischer Theorieansätze als »jenseits der Geschichte und des Individuums oder der Geschichte der Gruppe angesiedelte präkonstruierte Totalitäten« (Bourdieu 2009: 164), das heißt als vorsoziale Entitäten, die das Handeln sozialer Akteur_innen deterministisch steuern. Die von

Bourdieu allgemein mit Blick auf den Strukturalismus formulierte Kritik greift auch Alkemeyer (2006) auf, wenn er – wie in der Einleitung bereits angesprochen – feststellt, dass sportsoziologische Forschungen vor allem die »ökonomischen, politischen oder organisatorischen Rahmenbedingungen der sportlichen Praxis« untersuchen, die Frage, wie der Sport eigentlich entsteht, aber vernachlässigen (ebd.: 265). In Alkemeyers daran anknüpfender Forderung, die Sportsoziologie möge sich doch vermehrt mit dem tatsächlichen Zustandekommen des Sports und dessen sozialen Akteur_innen auseinandersetzen, spiegelt sich auch das programmatische Anliegen Bourdieus, »die leibhaften Akteure wieder ins Spiel« zu bringen, das heißt, sie in die Analyse von Gesellschaft und sozialer Ordnung einzubeziehen (Bourdieu 1992: 28). Strukturalisten wie Lévi-Strauss und Althusser, so erklärt Bourdieu in »Rede und Antwort«, hätten soziale Akteur_innen »zu Epiphänomenen der Struktur« erklärt und damit »eskamotiert«, also zum Verschwinden gebracht (ebd.). In den Augen des Strukturalismus seien sie »bloße Träger der Struktur«, ausführende Instanzen also (Bourdieu 2009: 164). Gerade aber das Entstehen und eng damit verwoben auch die Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Strukturen und sozialer Ordnung sind das, wofür sich Bourdieu interessiert. Und sozialen Akteur_innen spricht er in diesem Zusammenhang eine zentrale Bedeutung zu. Sie seien eben nicht nur geprägt von den sozialen Strukturen, die sie umgeben, sie seien auch diejenigen, die über eine »generierende und einigende, konstruierende und einteilende Macht« (Bourdieu 2001: 175) verfügten und die Strukturen, innerhalb derer sie sich bewegen, mit ihrem Tun und Handeln erst hervorbringen.

In diesem Sinne »die leibhaften Akteure wieder ins Spiel« zu bringen (Bourdieu 1992: 28), bedeutet – in Praxistheorien im Allgemeinen und bei Bourdieu im Besonderen – jedoch nicht, den Annahmen klassischer Handlungstheorien zu folgen. Ihm gehe es vielmehr darum, gleich »zwei sich ergänzende Irrtümer« auszuräumen, schreibt Bourdieu in den »Meditationen«: »einerseits die mechanistische Auffassung, die das Handeln für die mechanische Folge äußerer Ursachen hält, andererseits die finalistische, die – so namentlich die Theorie des rationalen Handelns – dafürhält, dass der Agierende frei, bewußt und, wie manche Utilitaristen sagen, *with full understanding* handelt, wobei die Handlung aus der Berechnung von Gewinnchancen hervorgeht.« (Bourdieu 2001: 177; kursiv im Original) Mit anderen Worten: Eine hier mit Bourdieu formulierte Prämisse praxistheoretischer Ansätze ist die, dass Handeln nicht per se

bewusst und intentional erfolgt, sondern einer unbewussten Logik unterliegt. Erkennt man jenseits rationaler Handlungen und mechanischer Reaktionen keine andere Form des Handelns an, so heißt es in »Sozialer Sinn«, verbaue man sich »ein Verstehen der Logik all jener Handlungen, die vernünftig sind, ohne deswegen das Produkt eines durchdachten Plans oder gar einer rationalen Berechnung zu sein«. (Bourdieu 1993: 95) Es geht also um Handlungen, denen zwar eine »Art objektiver Zweckmäßigkeit innewohnt«, die jedoch nicht bewusst und nach reiflicher Überlegung auf einen spezifischen Zweck hin vollzogen werden (ebd.). Gerade aber die Logik scheinbar irrationaler Handlungen zu verstehen, hat dann Sinn, wenn es – wie in der vorliegenden Arbeit – darum geht, die Reproduktion diskriminierender Verhältnisse und sozialer Ungleichheiten zu erklären respektive das, was Bourdieu das »Paradox der doxa« nennt: »Die Tatsache, dass die Weltordnung, so wie sie ist, mit ihren Einbahnstraßen und Durchfahrverboten, im eigentlichen wie im übertragenen Sinn, ihren Verpflichtungen und Sanktionen grosso modo respektiert wird und dass es nicht zu mehr Zuwiderhandlungen oder Subversionen, Delikten und ›Verrücktheiten‹ kommt.« (Bourdieu 2005: 7) Mit anderen Worten: Es geht darum, das Tun sozialer Akteur_innen jenseits rationalen Handelns zu verstehen, um zu begreifen, warum Menschen selbst dann, wenn ihnen Rechte und Privilegien vorenthalten werden, dazu beitragen, dass die bestehenden Verhältnisse aufrechterhalten werden. So stellt sich beispielsweise die Frage, warum sich Athletinnen immer wieder in erotischen Posen in Männermagazinen wie dem *Playboy* inszenieren, obgleich dies nicht ihre sportliche Leistung ins Zentrum des Interesses rückt, sondern allein ihr körperliches Erscheinungsbild. Was als »Zeichen der Selbstermächtigung« (Schaaf 2011: 132) gedacht ist, steigert zwar die mediale Präsenz der Sportlerinnen, reduziert sie zugleich jedoch auf ein sexistisch aufgeladenes Frauenbild, das im Widerspruch zu den Anforderungen des Sports steht und dort folglich nicht ernst genommen wird.

Bourdieu sieht die Grenzen subjektivistischer Ansätze jedoch nicht allein darin, dass sie Handeln als rational und zielgerichtet beschreiben. Seine Kritik, die er unter anderem an Sartres »Philosophie des Handelns« verdeutlicht (Bourdieu 1993: 79), richtet sich gegen ein Verständnis sozialen Handelns als »eine Art vorgeschichtslose Konfrontation zwischen Subjekt und Welt« (ebd.). Subjektivistische Theorieansätze – und zu diesen zähle ich auch die in der sportbezogenen Frauen- und Geschlechter-

forschung rezipierten Identitätstheorien – vermögen nicht zu erklären, »woher die Klassifikationen, die Denk- und Wahrnehmungsmuster kommen, mit denen die Akteure ihr soziales Dasein in seiner Regelmäßigkeit und Selbstverständlichkeit praktisch herstellen« (Dölling 2011: 6). Bei Bourdieu und Wacquant heißt es dazu in »Reflexive Anthropologie«: »Sie (die rationale Handlungstheorie, K.H.) ignoriert die individuelle und kollektive Geschichte der Akteure, in der sich, in einem komplexen zeitlich dialektischen Verhältnis zu den objektiven Strukturen, von denen sie produziert werden und die sie tendenziell reproduzieren, die Präferenzstrukturen herausbilden, die in ihnen wirksam sind.« (Bourdieu/Wacquant 1996: 156) Handlungstheorien vernachlässigen also das Gewordensein sozialen Handelns, so wie der Strukturalismus das Gewordensein der von ihm untersuchten sozialen Strukturen vernachlässigt. Konsequenz dieser doppelten Kritik an Strukturalismus und Handlungstheorien ist bei Bourdieu schließlich ein Verständnis sozialen Handelns als Resultat eines dialektischen Verhältnisses von Struktur und Akteur_in (Bourdieu 2009: 146f.): »[K]eine leiblichen Akteure, keine Praxis; keine Praxis, keine objektiven Strukturen« (Schwingel 2005: 77). Struktur und Akteur_in sind nicht getrennt voneinander zu verstehen, sie bedingen und konstituieren sich gegenseitig – und zwar in und über soziale Praxis, in und über das Handeln sozialer Akteur_innen. Soziale Praktiken als »»Ort« des Sozialen« (Reckwitz 2003: 286) zu verstehen, bedeutet in diesem Sinne, die forschersiche Aufmerksamkeit auf den Ort der Hervorbringung von Strukturen und Akteur_innen zu richten und somit auf den Ort, an dem sich die soziale Ordnung konstituiert, deren Grundlage sie wiederum sind.

Diese Überlegungen rücken schließlich soziale Praktiken auch mit Blick auf mein Interesse an Prozessen der Reproduktion der Geschlechterordnung des Sports in den Fokus. Aus einer praxistheoretischen Perspektive lässt sich der Sport mit den in der Einleitung beschriebenen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern und den daran geknüpften Annahmen und Vorstellungen über die sportliche Leistungsfähigkeit von Männern und Frauen als »Ensemble sozialer Praktiken« (Schmidt 2012: 226) verstehen, als deren Resultat. Erst dadurch, dass Menschen sportlich aktiv sind, Sportplätze nutzen und an Wettkämpfen teilnehmen, dadurch, dass sie sich in Männer- oder Frauenteam engagieren, sich auf bestimmte Weise im Sport kleiden und Sportarten betreiben – oder ihnen fernbleiben –, wird das ins Leben gerufen, was wir unter Sport verstehen.

Sport existiert in diesem Sinne nicht allein in den (zahlreichen) formalen Strukturen, in Regelwerken und Wettkampfbestimmungen, sondern in der praktischen Umsetzung und gegebenenfalls auch Veränderung derselben. So wirken sportartenspezifische Regeln und Qualifikationsnormen erst dann ordnungstiftend, wenn sie tatsächlich eingehalten und/oder durchgesetzt werden. Wie ich in Kapitel 3 noch genauer ausführe, (re-)produzieren sich Vorstellungen über die unterschiedliche Leistungsfähigkeit von Männern und Frauen im Sport beispielsweise in geschlechterdifferenzierenden Wettkampfvorschriften und deren praktischer Umsetzung bei nationalen und internationalen Meisterschaften. Soziale Akteur_innen bringen den Sport und dessen Geschlechterordnung in und durch soziale Praktiken hervor; zugleich ist ihr Handeln im Sport aber auch Ergebnis der Strukturen, die sie schaffen.

Methodologischer Kern praxistheoretischer Ansätze ist nun, ausgehend von der Annahme, dass soziale Prozesse und Ordnungen stets an konkrete Praktiken rückgebunden werden können, dass im Umkehrschluss eben diese Prozesse respektive das Zustandekommen sozialer Phänomene und Ordnungen in sozialen Praktiken soziologisch beobachtbar sind. Soziale Praktiken sind in der Perspektive der Praxistheorien »öffentliche Aus-, Auf- und Vorführungen« (Schmidt 2012: 45); sie sind, wie es Gebauer et al. (2004: 9) in Zusammenhang mit ihren Analysen des Sports beschreiben, »aufgeführte Gesellschaft« und als solche – zumindest prinzipiell – der soziologischen Beobachtung zugänglich. Schreibe ich an dieser Stelle, soziale Praktiken seien »zumindest prinzipiell« beobachtbar, dann mit dem Ziel, die von Schmidt (2012) gebrauchten Begriffe der Öffentlichkeit und des Beobachtens methodologisch zu präzisieren. Wesentlich ist dabei zunächst die Feststellung, dass ein Verständnis sozialer Praktiken als »öffentliche soziale Erscheinungen« (Schmidt 2012: 226) nicht mit der naiven Vorstellung einhergeht, das Tun sozialer Akteur_innen sei jederzeit und unter allen Umständen für das bloße Auge der Forschenden wahrnehmbar, die mit dem Handeln sozialer Akteur_innen verbundenen sozialen Zusammenhänge lägen förmlich auf der Hand und müssten nur noch beobachtend beschrieben werden. Öffentlichkeit darf in diesem Kontext nicht mit »Offensichtlichkeit und Sichtbarkeit« verwechselt werden (ebd.: 229). Die These der Öffentlichkeit sozialer Praktiken verweist in diesem Sinne nicht auf einen generell problemlosen und uneingeschränkt möglichen Blick auf Prozesse der Herstellung sozialer Ordnung. Sie richtet sich vielmehr kritisch gegen »Annahmen verbor-

gener sozialer Wirkprinzipien« (ebd.: 230), das heißt gegen theoretische Ansätze, die »innere und verinnerlichte und unsichtbare Entitäten wie Normen, Überzeugungen, Ziele, Absichten und Ähnliches für die Regulierung von Handlungen verantwortlich machen« (Schmidt 2012: 45). Aus praxeologischer Sicht handelt es sich dabei um »spekulative Mutmaßungen« (ebd.). Allerdings negieren Praxistheorien nicht, dass es überdauernde Schemata und Dispositionen sozialer Akteur_innen gibt, die konstitutiv für soziales Handeln sind; und wie ich im Weiteren noch verdeutlichen werde, geht auch Bourdieu von inkorporierten, unbewussten Strukturen aus. Methodologisch aber geht es um die Frage, wie Soziolog_innen Zugang zu diesen, die sozialen Praktiken bestimmenden Strukturen finden, wie sie sie empirisch greifen können. Und eben dies – so die zentrale Prämisse – ist in der Beobachtung »praktischer Vollzüge« möglich (ebd.: 46), in den »tatsächlichen sozialen Spielen« (ebd.: 44). Zugespitzt formuliert: Allein in der sozialen Praxis wird deutlich, was die Praxis anleitet und wie in ihrem Vollzug dessen soziale Ordnung hergestellt wird. Die Öffentlichkeit sozialer Praktiken, ihre prinzipielle Zugänglichkeit für soziologisches Beobachten, ist in dieser Perspektive »Bedingung der Möglichkeit sozialwissenschaftlicher Erkenntnis« (ebd.: 229).

Geht es nun um die Frage der Beobachtbarkeit sozialer Praxis, so bleibt hervorzuheben, dass sich die Praxeologie Bourdieus dabei nicht in dem Anliegen erschöpft, praktische Vollzüge zu beschreiben und das für die Forschenden Sichtbare zu notieren und zu registrieren. Bourdieu, so stellt Dölling (2011) fest, interessiert sich schließlich nicht nur für soziale Praktiken an sich, da diese unabhängig vom untersuchten Phänomen nie in ihrer Gänze erfasst werden könnten. Sein Interesse gilt vielmehr der den Praktiken zugrundeliegenden Logik der Praxis, dem »modus operandi, der es Menschen ermöglicht, in der Vielfalt und jeweiligen Besonderheit tausendfacher alltäglicher Handlungen, in Beziehung zu und in Kooperation mit anderen sinnvoll, mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu agieren und dabei – ohne dass dies individuelles Handlungsziel ist – das zu reproduzieren, was allgemein die ›Gesellschaft‹ oder auch die Strukturen der sozialen Welt genannt wird« (ebd.: 6). Es geht also bei der Beobachtung sozialer Praktiken um die Frage nach der Logik, dem Modus der Herstellung sozialer Ordnung und somit darum, das Handeln sozialer Akteur_innen stets als Resultat eines über die Situation selbst hinausgehenden Sinnzusammenhangs zu verstehen. Folglich geht es im Rahmen dieser Arbeit darum, nicht allein Praktiken der Herstellung von

Zweigeschlechtlichkeit und Geschlechterhierarchie zu untersuchen, sondern jener Logik auf die Spur zu kommen, die die Geschlechterordnung des Sports permanent (re-)produziert. Die Frage nach Prozessen der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung im Sport übersetze ich damit praxeologisch in die Frage nach der Logik der diese Ordnung konstituierenden und sie aufrechterhaltenden Praxis.

Eben diese Logik der Praxis ist dabei nicht auf das zu reduzieren, was gemeinhin als Mikrostruktur von Gesellschaft oder auch als Interaktionsebene bezeichnet wird. Sie ist vielmehr Ergebnis des bereits angesprochenen dialektischen Verhältnisses von Struktur und Akteur_in respektive dessen, was Bourdieu als »objektive und einverlebte Strukturen« beschreibt (Bourdieu 2009: 164). Ein zentraler theoretischer Begriff, den Bourdieu in diesem Zusammenhang verwendet, ist der des Habitus. Diesen konzipiert er in Verbindung mit seiner Theorie der Praxis als »Erzeugungsmodus sozialer Praxisformen« (Bourdieu 2009: 164) und damit als Grundlage des Handelns sozialer Akteur_innen. Bourdieu geht davon aus, dass Akteur_innen im Laufe ihres Lebens in die sie umgebenden Existenzbedingungen – er spricht auch von »objektiven Strukturen« (ebd.) – sozialisiert werden und im Zuge dessen »Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata« verinnerlichen (Bourdieu 2001: 177), die wiederum die Möglichkeiten ihres Tuns abstecken. In diesem Sinne beschreibt der Habitus beziehungsweise beschreiben Habitusformen (Bourdieu verwendet die Termini synonym) eine in permanenten sozialisatorischen Prozessen inkorporierte Struktur, die zugleich eine strukturierte und auch strukturierende Struktur ist. Der Habitus ist einerseits Resultat der sozialen Bedingungen seiner Entstehung; er ist zugleich Grundlage aller das Gesellschaftliche hervorbringenden, praktischen Vollzüge (Bourdieu 2009: 165). Das Habituskonzept verweist darauf, dass das Gesellschaftliche auch auf der Ebene des Individuellen, des Subjektiven manifest wird (eben hier zeigt sich Bourdieus Kritik an subjektivistischen Handlungstheorien). In »Reflexive Anthropologie« erklärt er: »Wenn man vom Habitus redet, dann geht man davon aus, dass das Individuelle und selbst das Persönliche, Subjektive, etwas Gesellschaftliches ist, etwas Kollektives. Der Habitus ist die sozialisierte Subjektivität.« (Bourdieu/Wacquant 1996: 159) Eben diese »sozialisierte Subjektivität« (ebd.) und damit auch die sie hervorbringenden Strukturen manifestieren sich in sozialer Praxis. Diese Prämisse ernst zu nehmen, bedeutet, davon auszugehen, dass ich der mich interessierenden Logik der Praxis,

dem Modus der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung im Sport, über ein Erforschen respektive ein Rekonstruieren des Habitus auf die Spur komme, und zwar über das Beobachten praktischer Vollzüge. Denn diese lassen sich Bourdieu folgend als Ausdruck des Habitus und damit als Resultat gesellschaftlicher Sozialisationsprozesse und als Verweis auf die objektiven Strukturen ihrer Entstehung begreifen. Das wiederum verdeutlicht, dass praxeologische Forschung nicht auf die Beobachtung konkreter sozialer Praktiken reduziert werden kann und darf. Sie ist immer verbunden mit der Frage nach den Bedingungen der Entstehung und folglich des geschichtlichen Gewordenseins sozialer Praxis. Eine an Bourdieus Arbeiten anschließende Praxeologie sucht daher die Logik der Praxis nicht nur auf der Ebene der »subjektiven Stellungnahmen »zur Welt« (Dölling 2011: 15) zu rekonstruieren. Sie untersucht soziale Praktiken stets mit Blick auf die objektiven Strukturen, genauer noch die sozialen Felder, die den Habitus einerseits hervorbringen, in deren Zusammenhang er andererseits aber auch zur Anwendung kommt und die er in der Folge erneut hervorbringt.

Der soeben erwähnte Feldbegriff dient Bourdieu zum einen als theoretisches Instrument zur Beschreibung und Analyse gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse. Soziale Felder wie beispielsweise das der Kunst, der Wissenschaft oder der Ökonomie oder schließlich das des Sports versteht er als »relativ autonome Mikrokosmen« mit jeweils »spezifischen Logiken und Notwendigkeiten« (Bourdieu/Wacquant 1996: 127). Auf diesen Aspekt komme ich in Kapitel 2.2 noch einmal ausführlicher zu sprechen. Zum anderen begreift Bourdieu soziale Felder als eine zweite Realisierung »historischen Handelns« (ebd.: 161) und damit als Resultat sozialer Praxis. »Die soziale Realität existiert sozusagen zweimal, in den Sachen und in den Köpfen, in den Feldern und in den Habitus, innerhalb und außerhalb der Akteure«, heißt es in »Reflexive Anthropologie« (ebd.). Hier zeigt sich Bourdieus Verständnis seiner Theorie als ein aus unterschiedlichen Begrifflichkeiten bestehendes »theoretisches System« (ebd.: 125). Termini wie Habitus und Feld lassen sich zwar zu einem gewissen Grad definieren, wirklich verstehbar und vor allem auch analytisch anwendbar sind sie jedoch nur in Relation zueinander. Sie bedingen sich gegenseitig und sind daher nur analytisch zu trennen (Bourdieu/Wacquant 1996: 160). Ist der Habitus das inkorporierte Soziale, also das Resultat des bereits beschriebenen Sozialisationsprozesses in unterschiedliche soziale Felder und Lebenszusammenhänge, so ist es zugleich dieser Habitus, der das

Feld in sozialer Praxis hervorbringt. Manifestieren sich in den Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata hochleistungssportlich aktiver Athlet_innen die Strukturen und die Logik des Leistungssports, so reproduziert sich die uns häufig aus den Medien bekannte Sportwelt in der sportbezogenen Praxis. Soziale Praxis ist damit immer zugleich Moment der Sozialisation von Akteur_innen und der Reproduktion sozialer Felder. Vor diesem Hintergrund lässt sich das Individuum nicht als das eigentliche Objekt der Sozialwissenschaft begreifen; es ist vielmehr »jenes geheimnisvolle Doppelverhältnis zwischen den Habitus – den dauerhaften und übertragbaren Systemen der Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, Ergebnis des Eingehens des Sozialen in die Körper (oder in die biologischen Individuen) – und den Feldern – den Systemen der objektiven Beziehungen, Produkt des Eingehens des Sozialen in die Sachen oder in die Mechanismen, die gewissermaßen die Realität von physischen Objekten haben [...]« (ebd.). Praxeologisch zu arbeiten bedeutet folglich nicht allein, der Logik der Praxis anhand konkreter Praktiken und einer Rekonstruktion der Habitus auf die Spur zu kommen, sondern darüber hinaus auch über ein Erforschen – und dies meint soziologisches Beobachten – des sozialen Feldes, dessen Strukturen diesen Habitus hervorbringen.

Der in dieser Weise gedachte Zusammenhang von Habitusformen und sozialen Feldern verweist darauf, dass der zuweilen geäußerte Vorwurf der Strukturblindheit Praxistheorien allgemein, in besonderer Weise aber die Praxeologie Bourdieus verzerrt.¹ Deutlich wird, dass Praxistheorien keineswegs auf eine Makroebene und damit auf eine gesellschaftstheore-

1 | Der Vorwurf der Strukturblindheit taucht vor allem bei Nassehi (2006) auf. Ihm zufolge sind praxeologische Analysen »begrenzt auf jene site, die dem unmittelbaren Blick ansichtig wird« (Nassehi 2006: 225). Makrostrukturelle Zusammenhänge hingegen seien eben nicht im Sinne praxistheoretischer Beobachtung »unmittelbar« zugänglich. Sie seien nicht ohne weiteres sichtbar, beschreibbar, beobachtbar. Übertragen auf die im Mittelpunkt dieser Arbeit stehende Frage, brächte eine praxistheoretische Perspektive demnach die Einschränkung mit sich, allein Aufschluss über vergeschlechtlichte Ordnungsprozesse in konkreten sportbezogenen settings zu liefern, also am Beispiel von Praktiken des Fußballspiels oder der Teambildung oder des Sich-Kleidens für den Wettkampf. Rückschlüsse auf situationsübergreifende Mechanismen, auf Ordnungsprozesse des Sports im Allgemeinen wären hingegen nicht möglich.

tische Dimension verzichten (müssen), und dass ihre Analysen über das Situationistische hinausgehen, sie keinen »selbstgenügsamen, situativen Deskriptivismus« (Schmidt 2012: 231) betreiben. Sie zielen vielmehr darauf, die strikte soziologische Trennung in Mikro- und Makrostrukturen zu überwinden, und dies nicht nur in der theoretischen Konzeption, sondern auch mit Blick auf die Methodologie. So weisen Praxistheorien die häufig implizit bleibende Unterscheidung in unmittelbar beobachtbare Mikrostrukturen (soziale Praktiken, Interaktionen) einerseits und nur mittelbar zu erfassende Makrostrukturen (unsichtbare Regeln, Normen, Funktionszusammenhänge) andererseits zurück und damit die Annahme, praxistheoretische Beobachtungen des Sozialen könnten aufgrund ihres Fokus auf praktische Vollzüge situationsübergreifende Strukturen und sinnkonstitutive Kontexte nicht erfassen. Gerade angesichts der Kritik an der in soziologischer Forschung noch immer gängigen Mikro/Makro-Dichotomie lässt sich die Unterscheidung in mittelbare und unmittelbare Beobachtung aus einer praxistheoretischen Perspektive jedoch nicht aufrechterhalten. Ganz im Gegenteil geht es darum, Forschung per se als mittelbaren Erkenntnisprozess zu kennzeichnen und darauf aufmerksam zu machen, dass es stets geeigneter Erhebungsinstrumente und methodischer Verfahren bedarf – unabhängig davon, ob es sich um es konkrete soziale Praktiken oder aber abstrakt zu erfassende überindividuelle Sozialstrukturen handelt (vgl. Schmidt 2012: 234). Praxistheorien verweisen in kritischer Auseinandersetzung mit subjektivistischen Ansätzen wie der Phänomenologie insbesondere darauf, dass auch oder gerade dann, wenn das zu Beobachtende tendenziell als offensichtlich gilt, weil es – wie beispielsweise Körperpraktiken im Sport – visuell wahrnehmbar ist, Forschende immer nur mittelbar beobachten (ebd.). Denn das Beobachten der das Soziale formierenden »sayings and doings« (ebd.: 226) ist, wie bereits angedeutet, weit mehr als eine »simple visuelle Wahrnehmungsoperation« (ebd.: 253). Unter Beobachtung, so heißt es bei Schmidt mit Bezug auf Thomas Scheffers Ausführungen zum »Beobachten als sozialwissenschaftliche Methode«, könne »eine Operation verstanden werden, die alle Formen der sinnlichen Wahrnehmung, also ›das Riechen, Sehen, Hören und Ertasten sozialer Praxis‹ mobilisiert« (ebd.: 253). Allerdings – und dies ist methodologisch ein zentraler Punkt – seien all diese Sinneswahrnehmungen stets »in Prozesse des sozialen und analytischen Verstehens eingebunden« und darüber hinaus an eine »methodische Herstellung von Beobachtbarkeit geknüpft« (ebd.). Mit anderen Worten:

Das Beobachten sozialer Praktiken ist nicht unmittelbar, theorielos, absichtsfrei und unüberlegt, sondern ganz im Gegenteil ein im hohen Maße reflektiertes und geplantes Beobachten. Soziologische Erkenntnis ist vor diesem Hintergrund keine Frage der Mittelbarkeit oder Unmittelbarkeit, sondern eine per se methodologische und methodische. Es geht nicht um eine Unterscheidung des Zugangs zu Mikro- und Makrostrukturen, sondern um die Herstellung von Beobachtbarkeit. In diesem Sinne geht es in praxeologischer Perspektive nicht nur um die Beobachtbarkeit des Sozialen in öffentlichen, soziologisch zugänglichen Praktiken, sondern immer auch um die Öffentlichkeit respektive Beobachtbarkeit »ihrer Kontexte, Verkettungen und der durch sie gebildeten Beziehungs- und Struktur-muster« (Schmidt 2012: 237).

Wie bereits in der Einleitung zu diesem Kapitel anklingt, verbindet sich mit Praxistheorien dabei ein etwas anders gelagertes Soziologie- und damit auch Gesellschaftsverständnis. Praxeologie, so konstatiert Dölling (2011) in diesem Zusammenhang, sei ohne weiteres in der Lage, gesellschaftstheoretische Dimensionen zu eröffnen, entwickle diese allerdings »[...] ohne dem unter SoziologInnen verbreiteten Hang zu theoretischen Systematisierungen zu verfallen, in denen Gesellschaft als ein Ganzes von Strukturen und die Relationen zwischen ihnen in einem kohärenten Kategoriengefüge festgezurrten werden« (ebd.: 15). Praxistheorien, so lässt sich mit Schmidt (2012) ergänzen, gehen vielmehr »von der Veränderlichkeit, Offenheit und unscharfen Grenzen von ›Gesellschaft‹ aus. »[...] Statt ›der Gesellschaft‹ werden eher fortlaufende Prozesse der Vergesellschaftung untersucht – soziale Vollzüge in räumlich und zeitlich konkret bestimmaren, materiell situierten und miteinander verknüpften Kontexten.« (Ebd.: 11) Wie ich in meinen Analysen zeigen werde, ist ein solches Verständnis soziologischen, gesellschaftstheoretischen Arbeitens, vor allem auch mit Blick auf das soziale Feld des Sports, produktiv. Denn wie sich zeigt, ist der Sport – und dies sei an dieser Stelle vorweggenommen – nur unzureichend soziologisch beschrieben, wenn Analysen ausschließlich und monolithisch von einer den Sport bestimmenden Leistungslogik ausgehen und dabei andere Ordnungsmechanismen und gegebenenfalls ihre Veränderungen im festgezurrten Kategoriengefüge nicht in den Blick bekommen.

Eine praxistheoretische Perspektive auf die Geschlechterordnung des Sports zu werfen, meint folglich, die für sie konstitutiven sozialen Praktiken und deren Kontexte soziologisch beobachtbar zu machen; und dies

mit dem weiter oben beschriebenen Ziel, der ihnen zugrundeliegenden Logik der Praxis auf die Spur zu kommen. Der Frage, wie dies im Anschluss an die bisher skizzierten praxeologischen Prämissen gelingen kann, wie also ganz konkret die praktische Logik der im Sport vorherrschenden Geschlechterordnung (re-)konstruiert werden kann, geht das nun folgende Teilkapitel nach. Im Mittelpunkt meiner Überlegungen steht dabei das einleitend benannte Phänomen von Frauen in Männer-sportarten, das ich als empirisches Beispiel heranziehe oder besser: als empirisches Feld meiner Analysen betrachte.

2.2 DER LOGIK DER PRAXIS AUF DER SPUR – FRAUEN IN MÄNNERSPORTARTEN ALS EMPIRISCHER ZUGANG

Der Logik der Praxis empirisch auf die Spur zu kommen, jenen Mechanismen also, die eine permanente (Re-)Produktion der Geschlechterordnung des Sports ermöglichen, ist zweifelsohne methodisch-methodologisch kein leichtes Unterfangen. Denn gehe ich einerseits davon aus, dass der Sport in all seinen Facetten und mitsamt der ihn strukturierenden sozialen Ordnung Resultat sozialer Praxis und somit Ergebnis des Handelns sozialer Akteur_innen ist, so liegt andererseits auf der Hand, dass die den Sport kennzeichnende Vielfalt an Praktiken nicht in ihrer Gänze empirisch zu untersuchen ist. *Den* Sport auf seine geschlechterhierarchischen Strukturen und deren Aufrechterhaltung in sozialer Praxis zu befragen, ist kaum möglich und letztlich im Rahmen eines einzelnen Forschungsprojektes auch nicht sinnvoll. Es bedarf daher konkreter methodologisch begründeter und methodisch reflektierter Einschränkungen und Zuspitzungen, die den Forschungsgegenstand greifbar machen.

Eine erste Zuspitzung, die ich im Rahmen dieser Arbeit vornehme, ist die in der Einleitung angesprochene Konzentration auf die gewachsene Präsenz von Frauen in Männersportarten und damit auf ein in der sportwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung bereits verschiedentlich untersuchtes Phänomen. Geht es mir dabei um sportive Kontexte, in denen angesichts aktueller Entwicklungen des (numerischen) Geschlechterverhältnisses Vorstellungen über Männer und Frauen und deren körperliche Leistungsfähigkeit im Sport neu verhandelt werden (müssen). War es lange Zeit selbstverständlich, dass ausschließlich Männer boxen, ringen, Gewichte stemmen, Fußball oder Eishockey spielen,

so stellt die gestiegene Zahl an Frauen in den genannten Sportarten diese Selbstverständlichkeit in Frage und den Sport vor zahlreiche Herausforderungen: Mädchen tauchen in eigentlich exklusiven Jungenteams auf und wollen mittrainieren, Athletinnen fordern die Etablierung nationaler und internationaler Wettkämpfe und damit auch eine Beteiligung an Förderstrukturen und finanziellen Mitteln des Spitzensports, Frauentteams reklamieren Trainingszeiten in Hallen und Stadien sowie auf Sportplätzen und schließlich auch Sportgeräte und -ausrüstungen, die von Vereinen angeschafft und bezahlt werden müssen.² Mit anderen Worten: In den Männerdomänen des Sports werden durch die zunehmende Teilnahme von Mädchen und Frauen Verteilungs- und Positionskämpfe angestoßen, wie sie auch in der Forschungsliteratur zu anderen männlich dominierten Sphären, beispielsweise der Polizei oder dem Militär, beschrieben werden (Ahrens 2005, Dudek 2009). Zentral sind für mich an dieser Stelle zunächst nicht der Verlauf oder gar die Ergebnisse dieser Kämpfe. Mir geht es vielmehr darum, dass die zunehmende Präsenz von Frauen in typischen Männersportarten zu einer vermehrten Thematisierung von Geschlecht in Sportorganisationen, in den (Sport-)Medien und schließlich auch in Interaktionszusammenhängen des Sports führen; sei es in Teams, in Vereinen, während des Trainings, bei Wettkämpfen. Genau darin sehe ich die Chance, soziologisch zu beobachten, wie Geschlecht beziehungsweise die Geschlechterordnung im Kontext des Sports (re-)produziert wird, wie Vorstellungen über Männer- und Frauenkörper, über Männlichkeit und Weiblichkeit verhandelt werden. Das heißt keineswegs, dass Geschlecht in anderen Bereichen des Sports als Ordnungskategorie irrelevant geworden ist. Aber ich gehe davon aus, dass Sportarten, zu denen Frauen erst in den letzten Jahren und Jahrzehnten Zugang erhalten haben und in denen sie trotz zunehmender Beteiligung nach wie vor deutlich unterrepräsentiert sind, soziale Kontexte darstellen, in denen Reproduktionsprozesse geschlechtlicher Ordnung soziologisch leichter zu greifen sind. Dies trifft in besonderem Maße dann zu, wenn Sportlerinnen nicht nur im Bereich des Freizeitsports ihren Platz in den für sie neuen Sportkontexten reklamieren, sondern wenn sie in Bereiche

2 | Zur Situation im Frauenfußball siehe Klein/Dietersen-Wieber/Lelek 2012. Die Autor_innen skizzieren in ihrem Beitrag strukturelle Konsequenzen des zunehmenden Engagements von Mädchen und Frauen im Fußball und verweisen auf Widerstände seitens der Vereine und Verbände.

des Leistungs- und Spitzensports vordringen. Denn vor allem die Teilhabe von Frauen am organisierten Sport – und dies auf hohem Niveau – erfordert von Seiten der Sportorganisationen die bereits angesprochene Etablierung von Wettkämpfen und zieht häufig Reglementanpassungen nach sich. Doch nicht nur das: Ein leistungs- oder gar hochleistungssportliches Engagement verlangt von Athlet_innen intensives Training und die Bereitschaft, körperlich an Grenzen zu gehen. Muskelzuwachs und andere trainingsbedingte körperliche Veränderungen gehören folglich zum Alltag eines jeden Spitzensportlers oder einer jeden Spitzensportlerin. Gerade aber muskulöse, durchtrainierte Sportlerinnenkörper sorgen auch heute noch für Irritationen, sind immer wieder Anlass für Diskussionen darüber, was nun ein männlicher und was ein weiblicher Körper ist, was eigentlich weiblich schön ist und was nicht. Das zeigen mitunter die in den vergangenen Jahren beobachtbaren Diskussionen um die Teilnahmeberechtigung ›männlich‹ aussehender Athletinnen in der Leistungsklasse der Frauen (vgl. Kapitel 3). Mit dem Ziel, Prozessen der Herstellung und Aufrechterhaltung geschlechtlicher Ordnung im Sport auf die Spur zu kommen, richtet sich mein Blick daher nicht in aller Allgemeinheit auf die zunehmende Präsenz von Frauen in Männersportarten. Mich interessiert dieses Phänomen insbesondere in Zusammenhang mit dem Leistungs- und Spitzensport, das heißt jener Sphäre des Sports, die auch medial repräsentiert wird und die eng gebunden ist an ein regelmäßiges und intensives Training und die Teilhabe an Wettkämpfen. Diese Konkretion meiner Beobachtungen auf den Leistungssport und auf eine Auswahl an gesellschaftlich männlich konnotierten Sportarten ist dabei keinesfalls als eine Einschränkung meines Erkenntnisinteresses zu verstehen – des grundlegenden Interesses an (Re-)Produktionsprozessen der Geschlechterordnung des Sports im Allgemeinen. Wie im vorangegangenen Teilkapitel dargelegt, gehe ich davon aus, dass die praxistheoretische Analyse eines spezifischen Phänomens nie im »Klein Klein eines Einzelfalls« stecken bleibt (Dölling 2011: 15), sondern den Einzelfall als Fall des sozial Möglichen betrachtet. In diesem Sinne verstehe ich die von mir in meiner empirischen Studie am Beispiel von Frauen in Männersportarten generierten Erkenntnisse hinsichtlich der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung im Sport immer auch als Verweise auf andere Bereiche des Sports.

Jenseits dieser ersten Engführung meiner Forschung auf der Phänomenebene (methodische Ergänzungen hierzu finden sich in Kapitel

2.3) möchte ich in einem zweiten Schritt eine thematische Präzisierung vornehmen. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist dabei der in der sportwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung mehrfach formulierte Hinweis, der Sport untermauere aufgrund seiner Körperzentriertheit die Geschlechterdifferenz, mache sie in besonderer Weise sichtbar. Ilse Hartmann-Tews (2006) spricht in diesem Zusammenhang vom Sport als einer »visuellen Empirie der – scheinbar – natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern« (ebd.: 42). Nirgendwo sonst sei der scheinbar natürliche Unterschied von Männer- und Frauenkörpern besser zu beobachten: Männer laufen schneller, springen höher, werfen weiter. Der Sport, so ihr zentraler Punkt, bestätigt für die Beobachtenden eine alltagstheoretische Grundannahme, nämlich die, dass es Männer und Frauen gibt und dass diese von Grund auf verschieden sind. Mit diesem Gedanken schließt Hartmann-Tews unmittelbar an Überlegungen der Frauen- und Geschlechterforschung zur wechselseitigen Verbindung von Körper und Geschlecht an und damit an die These, der Körper sei »für gewöhnlich der stärkste Beweis von Geschlechtlichkeit – sowohl für den Beobachter als auch für die Subjekte selbst« (Meuser 2005: 271). In der Tat ist der Sport ein sozialer Kontext, in dem dieser Zusammenhang über die Einteilung in geschlechtersegregierte Leistungsklassen sogar formalisiert ist. Sportler_innen steht es nicht frei, ihre Wettkampfklasse zu wählen, sie werden anhand biologischer, im Zweifel medizinisch messbarer Kriterien zugeteilt beziehungsweise ihnen wird die Teilnahme an Wettkämpfen des jeweils anderen Geschlechts entweder untersagt oder sie ist streng geregelt. Am Beispiel des Sports lässt sich also zeigen, was man »am Fall der Transsexualität« lernen kann: »dass man, um ein Geschlecht zu haben, einen ›passenden‹ Körper benötigt« (ebd.: 272). Gabriele Sobiech's Argument, im Sport seien »die Ordnung der Gesellschaft mit ihren hierarchisierenden Geschlechterklassifikationen« (Sobiech 2012: 171) und die Naturalisierung sozial willkürlich gesetzter Annahmen über Männer und Frauen aufgrund der Körperzentriertheit des Sports »wie durch ein Vergrößerungsglas hervorgehoben« (ebd.), ist vor diesem Hintergrund durchaus plausibel. Auch pflichte ich der damit implizit verknüpften Forderung bei, den Sport als ein für geschlechtertheoretische Forschungen gewinnbringendes Feld anzusehen und entsprechend einzubeziehen; dies nicht zuletzt aufgrund meiner disziplinären Sozialisation in die Sportwissenschaften und meines Interesses an sportbezogenen, sozialwissenschaftlichen Analysen.

Allerdings – und dies ist ein für mich an dieser Stelle zentraler Punkt – halte ich es für fehlleitend, davon auszugehen, der Sport könne aufgrund seines Körperbezugs einen besonderen, auf allgemeine Gesellschaftsstrukturen übertragbaren Beitrag zu geschlechter- oder auch körpersoziologischen Debatten leisten. Die implizite These des ›Sports als Spiegel der Gesellschaft‹ ist aus meiner Sicht problematisch, wenngleich es mir fernliegt, infrage zu stellen, dass er immer auch mit gesellschaftlichen Entwicklungen in Verbindung steht. Er ist sicherlich kein hermetisch abriegelter sozialer Kontext. Mir scheint es jedoch sinnvoll, anstatt über den Sport hinausreichende Erkenntnisse generieren zu wollen, zunächst auf die Besonderheiten, eventuell sogar exklusiven Erkenntnispotenziale sportbezogener Analysen zu abzustellen, das heißt der Frage nachzugehen, was im Sport über Geschlecht und über das Verhältnis von Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit in Erfahrung zu bringen ist. Damit schließe ich an eine zentrale systemtheoretische Überlegung Bettes (1999) hinsichtlich des Verhältnisses von Körper und Gesellschaft, in diesem Fall von Körper und Sport, an. Bette stellt in seinen Analysen heraus, dass gesellschaftliche Teilsysteme und somit auch der Sport menschliche Körper nie in ihrer Gänze thematisieren beziehungsweise kommunikativ einbeziehen, sondern immer nur entlang der für sie relevanten Aspekte (ebd.: 58-59). Im Sport ist es die Leistungslogik, die einen spezifischen Blick auf Körper bedingt. Bette spricht in diesem Zusammenhang von einer »Sonderform der Körperthematisierung« (ebd. 2005: 165). Im Sport interessiert allein die erbrachte sportliche Leistung sozialer Akteur_innen, nicht aber ihre soziale Herkunft, ihre Hautfarbe oder ihre Attraktivität. Ob jemand Gold, Silber oder Bronze gewinnt, hängt ausschließlich davon ab, wie er oder sie im Vergleich zu anderen sportlich performt (ebd.: 188). In Kapitel 3 komme ich noch genauer und durchaus kritisch auf die Überlegungen Bettes zu sprechen. An dieser Stelle möchte ich zunächst aber den Gedanken aufgreifen, dass nicht ›der Körper‹ per se Thema des Sports ist, sondern eine spezifische Facette von Körperlichkeit. Soziale Ordnung wird im Sport entlang des Kriteriums der erbrachten sportlichen Leistung hergestellt. Es ist die Lupe, durch die das Handeln sozialer Akteur_innen und ihrer Körper betrachtet und bewertet wird.

Ein Aspekt, der dabei in systemtheoretischen Analysen allerdings außer Acht gelassen wird – Bette ist hier keine Ausnahme –, ist der weiter oben benannte Zusammenhang von Körper und Geschlecht. Erstaunlich ist dies vor allem angesichts der in den meisten Sportarten gültigen Ge-

schlechtersegregation und einer damit verbundenen expliziten, ja sogar formalisierten Thematisierung dieses Zusammenhangs. Allein Marion Müller (2006, 2007), deren Arbeiten ich im Weiteren noch aufgreife, setzt sich aus einer differenzierungstheoretischen Perspektive kritisch mit der Leistungsklasse Geschlecht im Sport auseinander. Für eine Analyse der Geschlechterordnung des Sports halte ich es nun zum einen für gewinnbringend, die Überlegungen Bettés geschlechtertheoretisch zu erweitern und nicht nur von einer »Sonderform der Körperthematierung« (Bette 2005: 165), sondern auch von einer eng damit verwobenen »Sonderform der Geschlechterthematierung« zu sprechen. Es sind spezifische Aspekte von Körperlichkeit und damit auch von Geschlechtlichkeit, die im Sport verhandelt werden und folglich ordnungsstiftend wirken. Zum anderen scheint es mir wichtig, zu betonen, dass nicht »der Geschlechtskörper« oder »die Geschlechterdifferenz« im Sport zur Disposition stehen. Beides wird im Sport in engem Zusammenhang mit Vorstellungen über körperliche Leistungsfähigkeit verhandelt. Mit anderen Worten: Die Frage nach der Geschlechterordnung des Sports ist unmittelbar verknüpft mit der Frage danach, wie Körper und ihre Leistungsfähigkeit geschlechtlich attribuiert und zueinander ins Verhältnis gesetzt werden.

Der für die Geschlechterordnung des Sports konstitutiven Logik der Praxis auf die Spur zu kommen, bedeutet vor diesem Hintergrund, sich in besonderem Maße für Momente der Vergeschlechtlichung körperlicher Leistungsfähigkeit, oder etwas allgemeiner formuliert, für die Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und deren Leistungen zu interessieren. Dies tue ich im Anschluss an die im vorherigen Teilkapitel skizzierten praxistheoretischen Prämissen in zweifacher Hinsicht: Erstens beobachte ich im Rahmen einer Feldanalyse (den Begriff konkretisiere ich im Weiteren noch) Formen der Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und deren Leistungsfähigkeit auf der Ebene objektiver Strukturen und (re-)konstruiere damit das, was ich im vorherigen Teilkapitel als Entstehungskontext sozialer Praktiken bezeichnet habe. Zweitens frage ich danach, wie soziale Akteur_innen des Sports vergeschlechtlichte Vorstellungen von sportlicher Leistungsfähigkeit praktisch, das heißt in ihrem und durch ihr Handeln, (re-)produzieren und wie sie so die Strukturen und die Ordnung hervorbringen, deren Grundlage ihr Tun zugleich ist. Präzisiere ich nun im Folgenden mein methodologisches und analytisches Vorgehen respektive das Anliegen dieser beiden empirischen Ana-

lyseschritte, so tue ich dies stets mit Blick auf das von mir untersuchte Phänomen.

In den Fokus meiner Analysen rücke ich in einem ersten Schritt vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Ordnungsprozesse auf der Ebene objektiver Strukturen des Sports (Kapitel 3). Hier kommt meine anfangs formulierte Engführung auf der Phänomenebene insofern zum Tragen, als dass nicht das Feld des Sports als Ganzes im Zentrum steht, sondern das des Leistungssports. Wie bereits angedeutet, ist damit jener Bereich des Sports gemeint, in dem soziale Akteur_innen regelmäßig an Wettkämpfen teilnehmen und ein bestimmtes Pensum an Trainingseinheiten absolvieren, um erfolgreich zu sein. Im Rahmen meiner Analyse gehe ich nun der Frage nach, wie das Feld des Leistungssports funktioniert, welchen »spezifischen Regeln und Regularitäten« (Bourdieu/Wacquant 1996: 135) es folgt, beziehungsweise welchen Logiken, Prinzipien, Vorstellungen und Selbstverständlichkeiten soziale Akteur_innen folgen (müssen), wollen sie am Leistungssport teilhaben. Auf diese Weise skizziere ich den strukturellen Rahmen, in den Athletinnen, die auf leistungssportlichem Niveau in einer Männersportart aktiv sind, sozialisiert werden und in dem sie im Laufe ihrer Sportkarriere praktisch bestehen (müssen). Ein theoretischer Begriff, auf den ich im Zuge dessen rekurriere, ist der der *illusio* (ebd.: 148); ein Terminus, mit dem Bourdieu das Ensemble an Regeln und Logiken zu fassen versucht, die ein soziales Feld kennzeichnen. Wesentlich ist, dass es Bourdieu mit dem Begriff der *illusio* nicht allein darum geht, das spezifische Interesse eines sozialen Feldes zu beschreiben, also das, worum es in einem sozialen Feld im Kern geht, wie beispielsweise das Erbringen körperlicher Leistungen im Sport. Ihm geht es vor allem darum, dass dieses jeweils spezifische Interesse in den Augen der an einem sozialen Feld Beteiligten Sinn macht. Die *illusio* beschreibt folglich nicht nur ein irgendwie gültiges »Grundgesetz sozialer Felder« (ebd.: 130), das von einer wie auch immer gearteten Instanz durchgesetzt wird oder werden müsste. Der Begriff beinhaltet zugleich den Gedanken des Glaubens sozialer Akteur_innen an den Sinn dieses Gesetzes. »Sie (die *illusio*, K.H.) bedeutet, dass man involviert ist, im Spiel befangen und gefangen. Ein Interesse haben, heißt, einem bestimmten sozialen Spiel zugestehen, daß das, was in ihm geschieht, einen Sinn hat, und dass das, was bei ihm auf dem Spiel steht, wichtig und erstrebenswert ist.« (Ebd.: 148) In diesem Sinne ist die *illusio* respektive das von Bourdieu synonym gebrauchte »Interesse« konstitutiv für soziale Felder.

»Das Interesse ist Voraussetzung, damit ein Feld (das der Wissenschaft, der Haute Couture usw.) funktioniert, insofern es ›die Leute antreibt, sie laufen, konkurrieren, kämpfen lässt, und es ist zugleich Produkt des funktionierenden Feldes.« (Bourdieu 1992: 112) Im Mittelpunkt meiner Analyse steht nun die Frage, was eigentlich soziale Akteur_innen im Feld des Leistungssports antreibt, an welche Einsätze und Investitionen sie glauben, welche Spielregeln – wie sich vereinfachend mit Bourdieus häufig verwendeter Spielmetapher formulieren lässt – sie anerkennen und anerkennen müssen.

Mache ich es mir in diesem Sinne zum Ziel, die *illusio* des Leistungssports zu rekonstruieren, so interessiert mich dabei stets die Frage, welche Bedeutung Geschlecht in diesem Zusammenhang zukommt, wie also Geschlecht auf der Ebene objektiver Strukturen des Leistungssports ordnungsstiftend wirkt respektive in welcher Weise die *illusio* des Leistungssports eine vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende ist. Anschließend an bereits vorliegende (sport-)soziologische Arbeiten, frage ich in meiner Analyse erstens danach, welche sozialen Ein- und Ausschlüsse der Sport auf formaler Ebene über die Vergeschlechtlichung sozialer Akteur_innen und ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit provoziert (vgl. Kapitel 3.1). Das heißt, ich interessiere mich dafür, wie sich das soziale Feld des Leistungssports und dessen Geschlechterordnung durch Grenzziehungen nach außen konstituiert. Zweitens stelle ich die Frage, wie auf der Ebene objektiver Strukturen Geschlechterhierarchien innerhalb des Sports hergestellt respektive wie soziale Positionen innerhalb des Feldes vergeben und zugewiesen werden (vgl. Kapitel 3.2). Die *illusio* des Leistungssports verstehe ich also immer auch als ein das soziale Feld des Sports nach innen strukturierendes Set an »spezifischen Regeln und Regularitäten« (Bourdieu/Wacquant 1996: 135).

Verwende ich in Zusammenhang mit dem Begriff der *illusio* und der Analyse der Feldstrukturen des Leistungssports Termini wie Regel, Prinzip oder Logik, so darf dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass Bourdieu auch in seiner Konzeption sozialer Felder der praxistheoretischen Prämisse einer Dialektik von Struktur und Akteur_in beziehungsweise zwischen objektiven und einverlebten Strukturen treu bleibt. Die *illusio*, die ich vereinfachend in Anlehnung an Bourdieu und Wacquant als »Grundgesetz sozialer Felder« (Bourdieu/Wacquant 1996: 130) beschrieben habe, ist nicht als deterministische Struktur zu verstehen, der soziale Akteur_innen innerhalb eines sozialen Feldes ausgesetzt sind und der sie

mechanisch Folge leisten. Zwar hat sie die Macht, zu inkludieren und exkludieren und soziale Positionen zuzuweisen. Sie ist zugleich aber auch Resultat der sozialen Praxis eines Feldes, der dort stattfindenden Kämpfe und Konflikte sozialer Akteur_innen. Genau darin liegt ein wesentlicher Unterschied in der Konzeption des Feldbegriffes zu der des Systems, wie sie Luhmann entwickelt und wie sie in sportsoziologischen Analysen häufig zur Anwendung kommt (vgl. auch Kapitel 3). »Das Feld«, so heißt es in diesem Zusammenhang in »Reflexive Anthropologie« (Bourdieu/Wacquant 1996), »ist ein Ort von Kräfte- und nicht nur Sinnverhältnissen und von Kämpfen um die Veränderung dieser Verhältnisse, und folglich ein Ort des permanenten Wandels. Die Kohärenz, die in einem gegebenen Zustand des Feldes zu beobachten ist, seine scheinbare Ausrichtung auf eine einheitliche Funktion [...], sind ein Produkt von Konflikt und Konkurrenz und kein Produkt irgendeiner immanenten Eigenentwicklung der Struktur.« (Ebd.: 135) Hier klingt erneut, in diesem Fall bezogen auf den Systembegriff Luhmanns, Bourdieus grundlegende Kritik am Strukturalismus und an einem ahistorischen und jenseits sozialer Akteur_innen gedachten Verständnis sozialer Strukturen an. Soziale Felder sind in der Konzeption Bourdieus in ihrer Funktionsweise historisch variabel und dies nicht zuletzt deshalb, weil sie Resultat von Auseinandersetzungen und Kämpfen sozialer Akteur_innen sind. Das wiederum bedeutet zum einen, dass die soziale Felder kennzeichnende *illusio*, das Interesse, »das Produkt einer bestimmten Kategorie von sozialen Umständen« (Bourdieu 1992: 112) ist und als solches »nicht a priori aus einer überhistorischen Natur ableitbar« (ebd.). Sie ist immer nur *ex post* und empirisch fassbar (ebd.). Zum anderen – und dies führt mich zu meinem zweiten Analyseschritt – verweist die Kritik erneut darauf, dass es jenseits einer Analyse objektiver Strukturen immer auch eine Beobachtung der ein soziales Feld konstituierenden sozialen Praktiken braucht, um soziale Felder und ihre Ordnungen und Ordnungsprozesse zu verstehen. Denn die das Feld strukturierenden und immer wieder neu konstituierenden Kämpfe und Konflikte werden für mich als Soziologin in den praktischen Auseinandersetzungen sozialer Akteur_innen mit den sie umgebenden objektiven Strukturen beobachtbar.

Liegt also der Schwerpunkt meines ersten Analyseschritts auf den die Geschlechterordnung des Leistungssports konstituierenden objektiven Strukturen, so geht es mir im zweiten Schritt um die Frage, wie sich soziale Akteur_innen mit eben diesen Feldstrukturen, in die sie sozialisiert

werden und innerhalb derer sie bestehen müssen, praktisch auseinandersetzen. Mein besonderes Interesse gilt dabei – wie schon erläutert – Sportlerinnen, die auf hohem Leistungsniveau in einer Männersportart aktiv sind. Anschließend an meine Überlegungen zu Beginn dieses Teilkapitels gehe ich davon aus, dass es vor allem die in Männerdomänen des Sports Einzug erhaltenden Athletinnen sind, die sich als »Neulinge« im Feld (Bourdieu 1993: 109) mit dessen Strukturen auseinandersetzen. Sie müssen einerseits dem Gegebenen zustimmen, um überhaupt Zugang zum Spiel zu erhalten, andererseits treten sie mit dem Ziel an, die herkömmlichen Regeln des Spiels zu ihren Gunsten zu verschieben. Sie reklamieren einen Platz in einem Feld, aus dem sie lange Zeit ausgeschlossen waren. Das soll wiederum nicht heißen, dass nicht auch andere Akteur_innen zur (Re-)Produktion der geschlechtlichen Ordnung des Sports beitragen. Allerdings gehe ich davon aus, dass der Fokus auf Sportlerinnen als Neulinge im Feld einen empirisch-analytischen Mehrwert mit sich bringt – beziehungsweise das Herstellen soziologischer Beobachtbarkeit hier in besonderem Maße möglich ist.

Spreche ich mit Blick auf meine Analysen in Kapitel 4 von ›praktischen Auseinandersetzungen‹ sozialer Akteur_innen mit den objektiven Strukturen des Feldes, so geht es mir auch hier um Momente der Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und körperlicher Leistungsfähigkeit. Mich interessiert, wie Athletinnen Geschlecht in Bezug auf Sport praktisch herstellen, wie sie Vorstellungen und Annahmen über Zweigeschlechtlichkeit, über Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en), Männer- und Frauenkörper verhandeln und wie sie im Zuge dessen die Geschlechterordnung des Sports (re-)produzieren. Die Formulierung ›praktische Auseinandersetzung‹ nutze ich stets vor dem Hintergrund eines praxeologischen Verständnisses sozialen Handelns. So geht es mir in Kapitel 4 weder um eine Analyse bewusst gewählter Umgangsweisen sozialer Akteur_innen mit den im Sport gestellten Anforderungen, noch geht es mir darum, die Verhaltensweisen der Athletinnen als Spiegel der sie umgebenden objektiven Strukturen zu betrachten und somit der Frage nachzugehen, wie sich die in Kapitel 3 analysierte, objektiv verankerte Geschlechterordnung in der sozialen Praxis des Sports wiederfindet. Im Zentrum meiner Beobachtungen stehen soziale Praktiken der Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und sportlicher Leistungsfähigkeit als Ausdruck des im Feld des Leistungssports sozial Möglichen, als Resultat des dialektischen Verhältnisses von Struktur und Akteur_in.

Ein Begriff, der das damit Gemeinte verdeutlichen hilft und der es mir erlaubt, meinen Blick auf soziale Praktiken methodologisch zu präzisieren, ist der Strategiebegriff Bourdieus. Er lässt sich in gewisser Weise synonym zum Begriff der sozialen Praxis gebrauchen, verweist allerdings noch einmal verstärkt auf das praxeologische Anliegen, soziale Akteur_innen als sozialisierte Akteur_innen theoretisch mitzudenken und analytisch miteinzubeziehen (Bourdieu 1992: 83). Den Begriff der Strategie entwickelt Bourdieu in seinen Forschungen zum Heiratsverhalten im Béarn (er spricht von Heirats- und Reproduktionsstrategien), und auch dort in kritischer Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus. Laut Bourdieu tendieren strukturalistische Ansätze – er rekurriert vor allem auf die Arbeiten Claude Lévi-Strauss – dazu, soziales Handeln als ein Befolgen von Regeln zu beobachten. Sie machen es sich zum Ziel, die Regeln sozialen Handelns zu rekonstruieren. Damit aber laufen sie Gefahr, so Bourdieu, »die Sache der Logik für die Logik der Sache« auszugeben« (ebd.) respektive die Theorie, die zur Erklärung der Praktiken sozialer Akteur_innen konstruiert wird, als deren Prinzip zu begreifen (ebd.: 80). Nach Regeln zu suchen, bedeutet, Regeln zu finden. Bourdieu geht es also um eine Form der Reifizierungskritik. Wesentlich ist für ihn, dass ein Verständnis sozialer Praxis als geregeltes Handeln aus dem Blick verliert, dass Verhaltensweisen sozialer Akteur_innen auch dann variieren (können), wenn sie »denselben objektiven (die der Struktur des Spiels immanenten oder teilweise in Regeln fixierten Notwendigkeit) und inkorporierten Zwängen unterliegen«. (Bourdieu 1992: 84f) Auf das vorliegende Projekt bezogen: Wenngleich der Sport einer spezifischen Logik folgt und in diesem Sinne klare Spielregeln vorgibt, so sind innerhalb dieses regelhaft strukturierten Rahmens stets vielfache Handlungsoptionen sozialer Akteur_innen denk- und beobachtbar. Bourdieu greift in diesem Zusammenhang auf die Metapher des Schachspiels zurück, das sich einerseits durch ein klares Set an Regeln auszeichnet, das andererseits aber den Spieler_innen unvorstellbar viele Züge erlaubt (ebd.). Welcher Zug auf welchen folgt, ist nie gänzlich vorhersehbar, jedes Spiel verläuft anders. Zugleich ist aber der Rahmen der Möglichkeiten ein begrenzter. Mit anderen Worten: Soziale Praxis – und dies gilt auch für die praktischen Realisierungen im Sport – lässt sich nicht auf Regeln reduzieren und sie lässt sich nicht erschöpfend durch sie erklären. Vor diesem Hintergrund schlägt Bourdieu vor, anstatt Verhaltensweisen sozialer Akteur_innen als das Befolgen von Regeln zu konzipieren, soziale Praktiken als Strategien

zu betrachten, als Umgangsweisen sozialer Akteur_innen mit den Spielregeln und Bedingungen eines sozialen Feldes.

Provoziert der Strategiebegriff schnell den Eindruck, es gehe um bewusste, intendierte, individuelle Handlungen sozialer Akteur_innen, so weist Bourdieu ein solches Verständnis deutlich zurück. Eine Strategie, so schreibt er, ist nicht als synonym zu Wahl oder Entscheidung zu verstehen oder gar als Resultat rationalen Kalküls (ebd.: 83). Strategien sind in Bourdieus Verständnis vielmehr Ergebnis eines inkorporierten und unbewussten »Spiel-Sinns« (Bourdieu 1992: 83) und damit Ergebnis dessen, was er – wie ich im vorangegangenen Teilkapitel beschrieben habe – den Habitus oder auch den »praktischen Sinn« sozialer Akteur_innen nennt. Dieser praktische Sinn ist, »wenn man so will, das, was man auch »spielerisches Gespür« nennen könnte: der gekonnte praktische Umgang mit der immanenten Logik des Spiels, die praktische Beherrschung der ihm innewohnenden Notwendigkeit – und dieser »Sinn« wird durch Spielerfahrung erworben und funktioniert jenseits des Bewusstseins und des diskursiven Denkens (nach Art etwa der Körpertechniken)« (ebd.: 81). Strategien sind also Handlungen in und Umgangsweisen mit sozialen Feldern und ihren objektiven Strukturen, die »ohne strategische Berechnung« erfolgen (Bourdieu 1993: 116). Sie spiegeln vielmehr das in einem sozialen Kontext für die jeweiligen Spieler_innen Mögliche; und zwar nicht nur vor dem Hintergrund der objektiven Strukturen des Feldes, sondern auch vor dem Hintergrund der im Habitus verankerten Sozialisationsgeschichte der Akteur_innen. Strategien verweisen also auf einen von sozialen Bedingungen strukturierten Möglichkeitsraum sozialer Praxis, ohne soziale Praxis als strikt geregelt zu konzipieren. In »Rede und Antwort« schreibt Bourdieu: »Der gute Spieler, gewissermaßen das Mensch gewordene Spiel, tut in jedem Augenblick das, was zu tun ist, was das Spiel verlangt und erfordert. Das setzt voraus, dass man fortwährend erfindet, um sich den unendlich variablen, niemals ganz gleichen Situationen anzupassen. Das lässt sich durch mechanische Befolgung einer expliziten und – so sie existiert – kodifizierten Regel nicht erreichen.« (Ebd.)

Mit Blick auf die vorliegende Arbeit sehe ich den Gewinn des Strategiebegriffs nun darin, meine Perspektive auf soziale Praxis zu präzisieren: Mich interessieren die im zweiten Teil meiner Analyse fokussierten praktischen Auseinandersetzungen der Sportlerinnen mit den Strukturen des Leistungssports im Sinne eines strategischen Sich-Bewegens im Feld des Sports. Es geht mir nicht um ein Auf- und Entdecken kausaler

Verhaltensregeln, die den Verbleib von Akteur_innen – im Falle dieser Arbeit insbesondere von Frauen – im Leistungssport ermöglichen. Vielmehr geht es mir darum, zu verstehen, wie sich Athletinnen im sozialen Feld des Sports positionieren und wie sie im Zuge dessen das Feld und dessen Geschlechterordnung (re-)produzieren. Das heißt, ich rücke die Sportlerinnen als Gestalterinnen und als Teilnehmerinnen an den Kämpfen und Konflikten des Feldes in den Fokus und nicht allein als Spielfiguren einer männlich dominierten Sphäre. Damit schließe ich auch an bisherige Studien zu Umgangsweisen von Athletinnen mit den Regeln und Anforderungen des Sports an, ohne jedoch deren subjektivistischen Impetus zu übernehmen.

Bevor ich im anschließenden dritten Teilkapitel genauer auf das methodische Vorgehen und dabei relevante forschungsethische Überlegungen eingehe, möchte ich zunächst skizzieren, was es für mich heißt, soziale Praktiken der Vergeschlechtlichung im Feld des Sports als Strategien der Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und körperlicher Leistungsfähigkeit empirisch zu greifen. Können Momente der Vergeschlechtlichung auf der Ebene objektiver Strukturen anhand von formal festgeschriebenen Regelwerken, Wettkampf- und Dopingbestimmungen sowie Statistiken des Leistungssports eingeholt werden, so stellt sich dies in Zusammenhang mit praktischen Realisierungen im Feld des Sports methodologisch und schließlich auch methodisch deutlich schwieriger dar. Das Problem ist hier nicht allein die Frage, welche Praktiken in welchem Umfang sinnvoll zu beobachten sind, um der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung auf die Spur zu kommen. Die Schwierigkeit besteht auch darin, Prozesse der Vergeschlechtlichung in sozialer Praxis soziologisch zugänglich zu machen, ohne dabei reifizierend vorzugehen, das heißt ohne Vorstellungen über Zweigeschlechtlichkeit, über Männlichkeit und Weiblichkeit, Männer und Frauen im Forschungs- und Beobachtungsprozess unreflektiert zu reproduzieren (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992, Degele/Schirmer 2004).

Wenngleich das Problem der Reifizierung von Geschlecht ein in allen Bereichen der Frauen- und Geschlechterforschung bekanntes und anerkanntes ist, so stellt es sich in meiner Perspektive noch einmal in besonderer Weise in sportbezogenen Arbeiten. Denn Geschlecht ist im Sport eine formal etablierte Ordnungskategorie, die gerade deshalb schnell zu einer unhinterfragten Beobachtungs- und Untersuchungskategorie wird bzw. werden kann. Da der Sport – vor allem der Leistungs-

und Wettkampfsport – Männer und Frauen voraussetzt und sie als solche auch benennt (Männerteams und Frauentams, Männerwettbewerbe und Frauenwettbewerbe etc.), bedarf es von Seiten der Forschenden stets eines hohen Maßes an Distanzierung und Reflexion, um der Gefahr zu entgehen, die in den Strukturen des Sports bereits angelegten »Wahrnehmungs- und Denkkategorien als Erkenntnismittel zu verwenden«, anstatt sie als Erkenntnisgegenstände zu betrachten (Bourdieu 1997: 153). Mit anderen Worten: Die Herausforderung besteht darin, die durch die Geschlechtersegregation angelegte Geschlechterdifferenz nicht als manifeste Differenz zu untersuchen, sondern im Prozess ihres Entstehens; Frauenkörper und Männerkörper, Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en) also nicht als präexistente Größen der sozialen Ordnung des Sports zu begreifen, sondern als soziale Konstrukte, die in sozialer Praxis immer wieder neu hervorgebracht werden (müssen). Es geht also nicht darum, geschlechtsspezifische soziale Praktiken zu analysieren (»Wie treiben Frauen Sport und wie treiben Männer Sport?«), sondern vielmehr darum, soziale Praktiken als geschlechterkonstituierend zu begreifen (»Was macht soziale Akteur_innen im Sport zu Männern und Frauen?«). In diesem Sinne untersuche ich Strategien der Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und deren Leistungsfähigkeit nicht als ein Lavieren sozialer Akteur_innen innerhalb einer bestehenden binären Geschlechterordnung, sondern als praktische Hervorbringungen dieser Ordnung im Feld des Sports.

Als konkrete, empirisch greifbare Orte, an denen diese Strategien für mich als Forscherin beobachtbar sind, nehme ich im Rahmen meiner Arbeit nicht sportive Praktiken in den Blick oder körperliche Realisierungen von Geschlecht und Geschlechtszugehörigkeit. Mein Beobachtungsschwerpunkt liegt vielmehr auf sprachlichen Praktiken, so genannten »sayings« (Schmidt 2012: 223) sozialer Akteur_innen. Wie ich im Weiteren noch erläutern werde, handelt es sich dabei um Daten einer qualitativen Interviewforschung mit Sportlerinnen, die zum Zeitpunkt der Interviews im Fußball, Eishockey, Ringen und Gewichtheben auf höherem nationalem und internationalem Leistungsniveau aktiv und erfolgreich waren. Mit dem Fokus auf sprachlichen Praktiken unterscheidet sich meine Arbeit zunächst von praxistheoretisch fundierten Analysen des Sports, die konkretes sportives Handeln, wie Handballspielen, Inlineskaten oder Boxen mithilfe ethnografischer Beobachtungsverfahren untersuchen (Gebauer/Alkemeyer 2004, Schmidt 2012). Die Autor_in-

nen dieser Arbeiten verweisen darauf, dass sich der Sport über Körper und Körperpraktiken realisiert und sich infolgedessen soziale Ordnungsprozesse in besonderem Maße im sportiven Tun und Handeln sozialer Akteur_innen beobachten lassen. Dem stimme ich zu; und zweifelsohne sind auch die mich interessierenden Prozesse der Vergeschlechtlichung körperbezogene Prozesse. Wie bereits weiter oben angedeutet, machen sich Männlichkeit und Weiblichkeit, Frausein und Mannsein unmittelbar am Körper fest, an Körperformen, Bewegungsweisen, Kleidungsstilen. Darüber hinaus sind es aus meiner Perspektive auch die mit sportiven Körperpraktiken und Körperpräsentationen verbundenen Vorstellungen und sinnhaften Konstruktionen sozialer Akteur_innen, die ordnungsstiftend wirken und in denen sich eben jene »Logik der Praxis« manifestiert, von der Bourdieu spricht. So lassen sich beispielsweise Vergeschlechtlichungen körperlicher Leistungsfähigkeit nicht ohne Weiteres im sportiven Tun von Athlet_innen beobachten, und auch die den Leistungssport strukturierenden Annahmen über natürliche Männer- und Frauenkörper und deren Aussehen sind für mich als Forscherin nur bedingt in körperlichen Realisierungen sozialer Akteur_innen greifbar. Sie manifestieren sich vielmehr, wie ich im Folgenden argumentiere, in sprachlichen Praktiken beziehungsweise werden in diesen soziologisch beobachtbar.

Die Tatsache, dass ich an dieser Stelle qualitative Interviews in Zusammenhang mit einem praxeologischen Forschungsdesign bringe, mag bei dem einen oder der anderen Praxistheoretiker_in die Befürchtung provozieren, qualitative Interviews erhielten – ohne einer genaueren praxeologischen Reflexion unterzogen zu werden – durch die Hintertür Einzug in eine nur vordergründig praxistheoretische Arbeit. So übt Schmidt (2012: 48) in dem bereits mehrfach zitierten Buch »Soziologie der Praktiken« deutliche Kritik an Interviewverfahren im Rahmen praxistheoretischer Forschung (und plädiert anstelle dessen für mehr ethnografische Studien). Seine Skepsis gegenüber qualitativen Interviews gründet in der Annahme, diese zielten auf eine Untersuchung sozialer Praktiken mittels der Beschreibung durch die Akteur_innen selbst (vgl. hierzu auch Schäfer/Daniel 2015). Mit anderen Worten: Forscher_innen befragen beispielsweise Athlet_innen hinsichtlich ihrer Trainingspraxis und erhoffen sich, eben dieser habhaft zu werden. Im Sinne Bourdieus verweist Schmidt nun aber darauf, dass ein Nachdenken über eine Praxis immer schon eine Theorie der Praxis hervorbringt und somit sich die implizite, unterbewusste Logik der Praxis nicht mehr erschließen lässt. Was sichtbar und

beobachtbar wird, sind Praktiken der Reflexion oder des Beschreibens von Praktiken (Schmidt 2012: 48). Frage ich also Sportlerinnen danach, wie sie sich als Frauen im Sport präsentieren, so erfahre ich nichts darüber, wie sie dies tatsächlich tun, sondern vielmehr darüber, wie sie einer Interviewerin gegenüber über diese Inszenierung sprechen. In diesem Sinne sind Aussagen von Interviewpartner_innen, sie schminkten sich für den Wettkampf, flechteten ihre Haare und achteten auf ihre Kleidung, nicht als Verweis auf eine tatsächliche Praxis zu verstehen, sondern je nach Verlauf des Interviews als ein Erzählen der eigenen Person als Frau im Sport oder als jemand, die auf ihr Äußeres achtet.

Der Kritik Schmidts an Interviewverfahren folge ich also, allerdings mit einer Einschränkung. So sind es von meiner Warte aus inhaltsanalytische Verfahren, die dazu verleiten, Äußerungen von Interviewpartner_innen als Abbild einer realen Praxis zu interpretieren. Denn im Mittelpunkt der Analyse steht dabei vor allem das ›Was?‹ des Gesagten und nicht die Frage danach, ›Wie?‹ soziale Akteur_innen Themen und Inhalte bearbeiten. Vor allem deshalb sind entsprechende Analyseverfahren nicht in der Lage, Äußerungen zu kontextualisieren und die hinter dem Gesagten liegenden Logiken und Selbstverständlichkeiten herauszuarbeiten. Dies allerdings der gesamten qualitativen Interviewforschung vorzuwerfen, wäre ein Fehler. So sehe ich das von Reckwitz (2003: 289) benannte Interesse praxistheoretischer Arbeiten am »knowing how« respektive an dem sozialen Praktiken zugrundeliegenden praktischen Verstehen kompatibel mit qualitativen Interview- und Analyseverfahren, die in besonderem Maße nach dem ›Wie?‹ sprachlicher Äußerungen fragen. Dies sind im weiteren Sinne sowohl Methoden der rekonstruktiven Sozialforschung (Bohnsack 2007, Kruse 2014), die in dieser Arbeit zur Anwendung kommen, als auch methodologische Ansätze, die qualitative Interviews selbst als soziale Praktiken betrachten und auf diese Weise die von Schmidt geübte Kritik produktiv wenden (vgl. Deppermann 2013/2014). Wie dies im Rahmen des vorliegenden Forschungsanliegens geschehen ist, skizziere ich im folgenden dritten Teilkapitel.

2.3 QUALITATIVE INTERVIEWS ALS SOZIALE PRAKTIKEN – METHODISCHES VORGEHEN UND FORSCHUNGSETHISCHE ÜBERLEGUNGEN

Wie bereits deutlich wurde, beleuchtet meine empirische Analyse Athletinnen in Männersportarten. Zwischen Februar 2010 und Januar 2011 hatte ich die Möglichkeit, mit insgesamt 21 Sportlerinnen zu sprechen, die im Gewichtheben, Fußball, Ringen und Eishockey auf hohem nationalem und internationalem Niveau aktiv sind oder dies zum Zeitpunkt der Interviews waren. Dass ich Athletinnen fand, die sich bereit erklärten, mit mir über ihr Leben als Sportlerin zu sprechen, verdanke ich zum einen Personen, die engen Kontakt zur jeweiligen ›Sportszene‹ haben und selbst in Bundesliga- oder Nationalteams aktiv sind, sogenannte »Multiplikator/inn/en« (Kruse 2014: 251). Zum anderen waren es einige der von mir kontaktierten Bundes- und Landestrainer_innen, die in nur kurzer Zeit positiv auf meine Anfrage reagierten und mir ermöglichten, Trainingsorte zu besuchen und die dort aktiven Athletinnen persönlich über mein Forschungsvorhaben zu informieren. Ohne die Kooperations- und Hilfsbereitschaft dieser »Gatekeeper« (ebd.) wäre die Durchführung der Studie nicht möglich gewesen.

Mit den Sportarten Fußball, Eishockey, Ringen und Gewichtheben stelle ich vier Sportarten ins Zentrum meiner Analyse, die auch heute noch in die Rubrik ›Männersportart‹ fallen – zumindest lässt sich dies für den deutschsprachigen Raum sagen. Nach wie vor sind Frauen in allen vier bundesdeutschen Verbänden (dem Deutschen Fußball Bund (DFB), dem Deutschen Eishockey Verband (DEV), dem Deutschen Ringerbund (DRG) und dem Bundesverband Deutscher Gewichtheber (BvDG)) numerisch deutlich unterrepräsentiert. Als Männerdomänen lassen sich die vier Sportarten jedoch nicht allein aufgrund aktueller Mitgliederstatistiken bezeichnen, sondern auch wegen der deutlich kürzeren Geschichte, auf die Frauen in diesen Bereichen des Sports zurückblicken. Erst seit Ende der 1980er Jahre beziehungsweise seit Beginn der 1990er Jahre werden Frauen-Weltmeisterschaften und Frauen-Wettbewerbe bei Olympischen Spielen ausgetragen. Frauen sind also im Vergleich zu Männern immer noch »Neulinge« (Bourdieu 1993: 109) des Feldes.

Ergänzend zu diesen formalstrukturellen Merkmalen sind es die physischen Anforderungsprofile, die die Auswahl der vier Sportarten begründeten. So ging es mir darum, Sportpraktiken in den Mittelpunkt zu

rücken, die in der Geschichte des (Leistungs-)Sports lange Zeit als unweiblich galten – und dies auch heute noch gelten. Dazu zählen neben direktem Körperkontakt und Zweikämpfen, die im Fußball, Eishockey und Ringen gefragt sind, auch das Auftrainieren von Muskulatur, wie es vor allem das Gewichtheben und das Ringen verlangen. Sowohl die Entwicklung eines muskulösen Körpers als auch der Körpereinsatz gegen Gegner_innen wurden in der Vergangenheit von Mediziner_innen, Funktionär_innen und Journalist_innen immer wieder als Gründe für den Ausschluss von Frauen angeführt (vgl. Pfister 1990, Gori et al. 2008, Cahn 2015). Zwar sind entsprechende Körperpraktiken heute erlaubt, selbstverständlich sind sie für Frauen jedoch nach wie vor nicht. Das zeigt sich zum einen in Sonderregularien für Athletinnen, die den Körpereinsatz beschränken, wie beispielsweise das Bodycheckverbot im Eishockeysport. Zum anderen aber auch in pejorativen Bezeichnungen von muskulösen Sportlerinnen als Mannweiber; ein Motiv, das vielfach in den Interviews zur Sprache kam (ausführlicher zu beiden Punkten siehe Kapitel 3 und 4). Im Rahmen meiner Forschung interessiert mich unter anderem die Frage, wie Zweikämpfe beziehungsweise gegnerischer Körperkontakt und Muskulatur sowie Muskelaufbau, die lange Zeit als Inbegriff von Männlichkeit galten und als Argumentationsgrundlage für den Ausschluss von Frauen aus dem Sport dienten, heute in Zusammenhang mit Frauensport verhandelt werden.

Relevant für die Auswahl der Sportarten war schließlich auch die Unterscheidung in Individual- und Teamsportarten. Beide Sportartentypen habe ich zu gleichen Anteilen in der Studie berücksichtigt. Wichtig schien mir diese Differenz hinsichtlich der Organisations- und Sozialstruktur. Teamsportarten zeichnen sich dadurch aus, dass Athletinnen stets in der Gruppe trainieren, folglich sozial eingebunden sind und in der Regel zu den Männerteams ihrer Vereine nur begrenzt Kontakt haben. Training und Wettkämpfe finden zumeist in geschlechtlich homo-sozialen Kontexten statt. Anders ist dies in Sportarten wie Ringen und Gewichtheben. Die Athletinnen sind dort häufig allein oder zu zweit in einer gemischtgeschlechtlichen Trainingsgruppe. Sie sind regelmäßig, oft sogar täglich, »allein unter Männern«, wie eine der von mir interviewten Gewichtheberinnen es fasste, und damit ständig mit der Tatsache konfrontiert, in einer Männerdomäne aktiv zu sein. Wegen dieser Unterschiede im Trainingsalltag können Team- und Individualsportarten im Sampling als aufschlussreicher Kontrast genutzt werden.

Die Konzeption und Durchführung der Interviews orientierte sich an grundlegenden Prinzipien der qualitativen Sozial- und Interviewforschung, so zum Beispiel an denen der Offenheit und der Forschung als Kommunikation (vgl. Kruse 2014: 148, Lamnek 2010: 20). Mein methodisches Vorgehen entwickelte sich primär in Auseinandersetzung mit dem Forschungsanliegen und den mich interessierenden Fragen, sprich im Sinne der »Gegenstandsangemessenheit der Methode« (Lamnek 2010: 243). So finden sich Elemente und Prämissen des narrativen Interviews in meiner Vorgehensweise ebenso wie Sequenzen, die dem Verfahren des problemzentrierten oder des episodischen Interviews zugerechnet werden können (vgl. zur Konzeption narrativer Interviews u.a. Schütze 1983 und Rosenthal 1995, zur Methode des Problemzentrierten Interviews Witzel 2000, zum episodischen Interview Flick 2011). Mit dem Ziel, Strategien der Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und Leistungsfähigkeit zu untersuchen und damit mehr über Prozesse der Herstellung und Aufrechterhaltung geschlechtlicher Ordnung im Leistungssport zu verstehen, ging es mir in den Gesprächen mit den Athletinnen darum, Genaueres über ihre Erfahrungen, Wahrnehmungen und Positionierungen im Feld des Sports zu hören. Die Sportlerinnen sollten die Möglichkeit erhalten, ihre Perspektive auf ihr Sportengagement, ihre Sportkarriere und das damit verbundene soziale Umfeld darzulegen und zu entfalten. Dies wohlgerne in dem Wissen, dass ich als Forscherin diese Perspektive überhaupt erst eröffne und einfordere.

Um den Interviewpartnerinnen einerseits ausreichend Raum für eigene Relevanzsetzungen zu geben und thematische Offenheit zu gewährleisten, andererseits aber eine Fokussierung der Interviews auf die mich im Rahmen meiner Forschung interessierenden Aspekte (u.a. Geschlechtervorstellungen, Körperwahrnehmung, Erzählung der eigenen Sportkarriere, Positionierungen im Feld des Sports) zu ermöglichen, kam in den Interviews ein Leitfaden mit offen formulierten, erzählgenerierenden Fragen zum Einsatz. Die insgesamt vier Themenblöcke umfassten je eine zentrale Erzählaufforderung sowie ergänzende und konkretisierende Nachfragen. Sie alle adressierten Facetten eines leistungssportlichen Engagements, ohne dabei auf die von den Athletinnen betriebene Sportart als ›Männersportart‹ zu rekurrieren und/oder Geschlecht auf andere Weise relevant zu machen. Als Interviewerin ging es mir darum, die Thematisierung von Geschlechtlichkeit und damit eventuell verknüpfte Probleme, Hindernisse und Sanktionen im Sport zu ermöglichen, sie aber

keinesfalls zu erzwingen. So erlaubt beispielsweise die Frage »Wenn Du dir den idealen Fußballspieler oder die ideale Fußballspielerin vorstellst, wie würdest du die Person beschreiben?« eine an funktionalen Prinzipien sportlicher Leistungsfähigkeit orientierte Antwort, sie ermöglicht aber auch die Thematisierung von Unterschieden zwischen Sportlern und Sportlerinnen und damit ein Relevant-Machen von Geschlecht, Geschlechterdifferenz und Geschlechterhierarchie.

Entspricht die Anlage der Interviewstudie in der bisher beschriebenen Weise einem klassischen qualitativen Forschungsdesign, so möchte ich im Folgenden verdeutlichen, wie das von mir gewählte Vorgehen praxistheoretisch anschlussfähig ist. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die bereits angeklungene Kritik an Interviewforschungen, die das Sprechen sozialer Akteur_innen über soziale Praktiken als Mittel des Zugangs zu sozialen Praktiken wählen. Wie Schmidt (2012) betont, verlieren diese Forschungen aus dem Blick, dass sie anstatt sozialer Praxis immer schon eine Theorie dieser Praxis untersuchen (ebd.: 48). Möchte ich also qualitative Interviews im Kontext praxeologischer Forschung sinnvoll einsetzen, gilt es, dieser Kritik Rechnung zu tragen und den »epistemologischen Status« (Deppermann 2014: 133) des Datenmaterials zu überdenken. Was, so lässt sich dann fragen, wird für mich als Forscherin in den Interviews soziologisch beobachtbar? Und inwiefern ermöglichen qualitative Interviews entgegen der obigen Kritik Zugang zu sozialen Praktiken?

Ich greife an dieser Stelle Deppermanns Überlegung auf, qualitative Interviews als soziale Interaktionspraxis in den Blick zu rücken und sie in diesem Duktus zu analysieren. Anstatt in Gesprächsdaten nach Verweisen auf soziale Praktiken jenseits der Interviewsituation zu suchen, geht es darum, die Interviewsituation selbst als soziale Praxis zu perspektivieren (Deppermann 2014: 138). Dieser Gedanke schließt im Kern an das für qualitative Verfahren grundlegende Prinzip der »Forschung als Kommunikation« (Lamnek 2010: 21) an sowie an ein »epistemologisches Verständnis von Interviews als Interaktion« (Deppermann 2014: 134). Gemeint ist damit zum einen, dass qualitative Interviews für einen spezifischen Forschungszweck gemachte Daten sind, die nicht die konstante und kongruente Innensicht eines oder einer »Beforschten« widerspiegeln, sondern das Ergebnis einer – zumeist von Seiten der Forschenden akribisch – vorbereiteten Interaktion. Schriftliche Anfragen, Informationsschreiben und Vorgespräche sowie der im Interview zum Einsatz kommende Leitfaden strukturieren den Verlauf der Interviews und sind folglich konsti-

tativ für das Gespräch insgesamt. Zum anderen hebt die Beschreibung von Interviews als Interaktion auch darauf ab, dass Forscher_innen an der Offenlegung des im Gespräch explizierten Wissens in gleicher Weise beteiligt sind wie die im Falle dieser Arbeit befragten Sportlerinnen. Interviewpartner_in und Wissenschaftler_in sind also stets gemeinsam Konstrukteur_innen der im Interview entstehenden Wirklichkeit (Deppermann 2013, 2014).

Verknüpft mit dieser Annahme ist schließlich die Anerkennung dessen, dass Interviewdaten – entgegen der erwähnten Kritik – keine Rückschlüsse auf das tatsächliche Handeln sozialer Akteur_innen erlauben. Äußerungen von Interviewpartner_innen dienen in dieser Perspektive nicht als Verweise auf ein faktisches ›So-ist-es(-gewesen)‹ oder als »mehr oder minder objektive Informationen über Sachverhalte in der Welt« (Deppermann 2014: 133). Die im Interview getätigten Aussagen – von Interviewten ebenso wie von Forschenden – sind vielmehr »Zeugnisse sprachlich-kommunikative[r] Praktiken« (ebd.: 135) und geraten als solche in die Analyse. Übertragen auf mein Forschungsanliegen bedeutet dies, dass mein Blick auf das mir vorliegende Interviewmaterial nicht von der Frage geleitet ist, was ich in den Interviews über Strategien der Vergeschlechtlichung im Feld des Sports erfahre. Mir geht es darum, *sprachliche* Strategien der Vergeschlechtlichung und damit Herstellungs- und Reproduktionsprozesse geschlechtlicher Ordnung in den mir vorliegenden Interviews aufzuspüren. Wie, so eine meiner Fragen an das Material, verknüpfen meine Gesprächspartnerinnen Leistung und Geschlecht? Wie positionieren sie sich und ihr Können im Feld des Sports? Wie rekurren sie auf Natürlichkeitsvorstellungen über Körper und Geschlecht und (re-)produzieren dabei Männlichkeit und Weiblichkeit?

Diese Fragen an das Interviewmaterial heranzutragen, setzt voraus, dass das im Interview Gesagte mir als Forscherin in Form von Audio-dateien und Transkripten zugänglich ist. Aus einer praxeologischen Perspektive ist dies ein Aspekt, der auch forschungsethische Konsequenzen hat. So macht Bourdieu darauf aufmerksam, dass das soziologische Beobachten sozialer Praktiken, sei es in ethnografischen Verfahren oder in qualitativen Interviewverfahren wie dem meinigen, stets bedeutet, dass eine alltägliche Praxis, er spricht auch von »praktischer Praxis«, einer wissenschaftlichen respektive »theoretischen Praxis« zugeführt wird (Bourdieu 1993: 49f.). Bin ich als Forscherin im Moment des Interviews dem gleichen Druck sozialen Handelns ausgesetzt wie meine Interview-

partnerinnen und muss ad hoc und ohne die Möglichkeit der bewussten Reflexion auf situative Bedingungen des Gesprächs reagieren, so schaue ich im Analyseprozess unter der Bedingung der Praxisentlastetheit (ebd.) auf die Geschehnisse des Interviews. Mir als Forscherin steht bei der Erarbeitung meiner Erkenntnisse unbegrenzt Zeit zur Verfügung. So ist es mir möglich, die Äußerungen der Akteurinnen mehrfach zu lesen und den im Interview hergestellten Sinn auf diese Weise sukzessive zu erschließen. Die von mir als Forscherin erschlossenen Erkenntnisse über Strategien der Vergeschlechtlichung resultieren folglich nicht aus der Interviewsituation selbst, sondern aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Praktiken. Die Produktionsbedingungen wissenschaftlicher Erkenntnis unterscheiden sich damit fundamental von denen der untersuchten (Alltags-)Praxis (Bourdieu/Wacquant 1996: 101).

Sich dieser Differenz im Forschungsprozess bewusst zu sein, bewahrt Forschende vor allem davor, einen – zugespitzt formuliert – arroganten und besserwisserischen Blick auf das Handeln sozialer Akteur_innen zu entwickeln. So passiert es schnell, dass im Prozess der Analyse von Transkripten und/oder Beobachtungsprotokollen, aus zeitlicher Distanz und nach mehrfacher Lektüre, das von sozialen Akteur_innen Gesagte und Getane als unlogisch, naiv oder unvernünftig erscheint. Es ist beispielsweise nur schwer verständlich, dass auch jene Eishockeyspielerinnen, die in einem Männerteam an den Start gehen, im Interview verallgemeinernd auf Leistungsdifferenzen zwischen den Geschlechtern verweisen – und zwar zuungunsten von Frauen. Ihr eigenes Können und ihre Erfolge in Männerteams stellen sie damit in den Schatten. Für mich als Forscherin ist der darin enthaltene Widerspruch in der Analyse ersichtlich, und es liegt auf der Hand, dass entsprechende Äußerungen die binärhierarchische Geschlechterordnung (re-)produzieren. Den Athletinnen dies vorzuwerfen und ihr Handeln im besagten Sinne negativ zu werten, wäre allerdings vermessen und würde die methodologisch bedeutsame Differenz zwischen theoretischer und praktischer Praxis verkennen. Eine praxeologische Forschungsstrategie plädiert nämlich für einen »methodologischen Egalitarismus« (Celikates 2009: 133), der Alltagswissen und wissenschaftliche Erkenntnis als gleichwertig anerkennt, indem er ihre unterschiedlichen Produktionsbedingungen transparent macht (vgl. auch Schmidt 2016). Im Forschungsprozess geht es folglich nicht um die Frage, ob soziale Akteur_innen sinnig oder unsinnig, vernünftig oder un-

vernünftig handeln, sondern darum, die ihrem Handeln zugrundeliegende Logik, den darin enthaltenen sozialen Sinn zu verstehen.

Auch meine Analyse zielt vor diesem Hintergrund nicht auf ein Evaluieren beobachtbarer Strategien der Vergeschlechtlichung als richtig oder falsch hinsichtlich einer gleichberechtigten Teilhabe aller Geschlechter am Sport. Vielmehr interessiert mich das im Interview Gesagte als Ausdruck des sozialen Sinns der Akteurinnen für das Feld des Leistungssports, für dessen Logik und Geschlechterordnung. Die in den Interviews aufscheinenden Strategien der Vergeschlechtlichung lese ich als Verweis auf das, was Bourdieu »spielerisches Gespür« oder auch »praktische Beherrschung« (ebd. 1992: 81) nennt; ein sozialisiertes und im Zuge dessen inkorporiertes Wissen sozialer Akteur_innen darüber, was zu tun ist, um dem Spiel respektive dem Leistungssport gerecht zu werden und an ihm teilhaben zu dürfen. Es geht mir also darum, zu verstehen, wie Sportlerinnen als Neulinge des Feldes versuchen, in eben diesem Fuß zu fassen.

Die Annahme, dass ich dem sozialen Sinn der Akteurinnen für den Leistungssport und dessen Logik in Interviewdaten auf die Spur komme, mag den Einwand provozieren, dass ich mich mit den von mir untersuchten sprachlichen Praktiken nicht unmittelbar im Feld des Sports bewege. Das Interview selbst unterliegt weder dem im Sport gültigen Leistungsprinzip, noch orientiert es sich, wie im Falle eines Zeitungsinterviews, an den Regeln der Sportpresse und weist darüber Nähe zum Feld auf. Wie bereits beschrieben, ist das qualitative Forschungsinterview eines, das spezifischen, vor allem auch wissenschaftlichen Prämissen unterliegt. Die im Interview getätigten Aussagen sind in der Folge immer auch Resultat eines praktischen Sinns aller Beteiligten (Interviewerin und Interviewte) für die Situation des Forschungsinterviews. Vorstellungen darüber, wie ein solches Gespräch verläuft, wer den Ton angibt und/oder das Wort ergreift, was sagbar ist und was nicht, welche Bedeutung dieses Gesagte für die Wissenschaft hat – oder auch nicht; all das fließt in die Interviews ein und manifestiert sich in den Daten. Es sind unter anderem Nachfragen und Anmerkungen der Sportlerinnen, die dies verdeutlichen. Eine der Eishockeyspielerinnen beispielsweise stellt am Ende des Interviews fest, sie sei davon ausgegangen, dass ich mich mehr für das »Klischee des Mannweibs« und der »Kampflesbe« interessiere. Nicht zuletzt darin spiegeln sich Erwartungen an mich als Forscherin und an die Interviewsituation.

Konstitutiv für die Interviews ist nun aber nicht allein die Tatsache, dass sich alle Beteiligten – ich als Interviewerin und die Sportlerinnen als meine Gesprächspartnerinnen – unter bestimmten Rahmenbedingungen begegnen und miteinander interagieren. Es sind auch die relevant gemachten Inhalte und das damit verwobene Wissen der Akteurinnen, die den Verlauf der Interviews bestimmen. In dem von den Sportlerinnen Gesagten ist nicht nur ein praktisches Verstehen der Interviewsituation beobachtbar, sondern darüber hinaus ein »knowing how« (Reckwitz 2003: 298) des Sich-Positionierens als Leistungssportlerin respektive als Frau im Feld des Sports. In der Art und Weise, wie meine Interviewpartnerinnen Sport und Sportlerin-Sein thematisieren, zeigt sich immer auch ein für das Feld des Sports spezifisches Wissen darüber, wie der Sport funktioniert. Mit diesem Gedanken wende ich Reckwitz' Idee eines praxeologisch gedachten Subjekts als ein »lose gekoppeltes Bündel an Wissensformen« (Reckwitz 2003: 296) produktiv für meine Arbeit. Geht es Reckwitz primär darum, zu erklären, warum soziale Praktiken trotz ihres Eingebundenseins in objektive Feldstrukturen immer auch etwas Widerständiges und Eigensinniges bereithalten, so geht es mir darum, mithilfe eines Verständnisses von Subjekten als »Kreuzungspunkt unterschiedlicher Verhaltens-/Wissenskomplexe« (ebd.) den Blick dafür zu öffnen, dass soziale Akteur_innen in ihrer praktischen Logik nie allein auf ein jeweils eingegrenztes, feldspezifisches Wissen zurückgreifen. Die in einem sozialen Kontext, einem sozialen Feld gezeigten Praktiken sind in diesem Sinne nie allein Resultat der Strukturen dieses exklusiven Kontextes, sondern eines Habitus, der Resultat des gesamten sozialen, biografischen Gewordenseins einer Person ist. Bezogen auf diese Arbeit heißt das, dass mir die Interviews Zugang zu im Sport sozialisierten Wissensformen ermöglichen und ebenso zu anderen Wissensformen, die durch Erfahrungen in anderen Feldern von den Sportlerinnen inkorporiert wurden und damit ebenfalls eine relevante Ressource ihrer Handlungsstrategien sind. Eine Zurechnung von im Interview aufscheinenden Wissensbeständen und Wissensformen zum Feld des Sports ist dabei vor allem über eine Kontextualisierung des Gesagten in den Feldstrukturen möglich.

Es gilt also das Ineinandergreifen objektiver und subjektiver Strukturen, die Rolle sozialer Akteur_innen als Produkte und Produzenten des Sozialen in der empirischen Analyse stets zu berücksichtigen. Mit den Worten Bourdieus: »Beide Räume, der Raum der objektiven Positionen und der Raum der Stellungnahmen, müssen zusammen analysiert und,

um mit Spinoza zu reden, wie »zwei Übersetzungen desselben Satzes« behandelt werden.« (Bourdieu/Wacquant 1996: 136) Mit den Interviews habe ich Datenmaterial produziert, das mir die eine Seite dieser doppelten Übersetzung ermöglicht: Hierin wird das Feld des Spitzensports vermittelt über den Habitus seiner Akteurinnen beobachtbar. Um auch die zweite Seite zu erschließen, greife ich auf Reglements, formale Bestimmungen und Statistiken nationaler und internationaler Sportorganisationen zurück, in denen die »objektiven Strukturen« des Feldes manifest sind. Eine Analyse der letztgenannten Dokumente und Daten findet sich im folgenden dritten Kapitel im Sinne einer Feldanalyse.

